

Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Siebenundachtzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1846.

... Du ...
... hat ...
... hat ...

anonasthifiramu

...
...
...

...
...
...

...
...
...

...
...
...

...
...
...

...
...
...



Stuttgart

...
...

1822

**Andreas,
der Savoyarde.**

Von

Paul de Koch.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elßner.

Fünfter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Wiegner & Sattler.

1846.

Handbuch

der Naturgeschichte

von

Paul de Roh.

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Glaser.

Fünfter Band.



Stuttgart

Schönbach, Neuber & Müller

1816.

Erstes Kapitel.

Peter und Rossignol.

„Sonderbar,“ denkt Peter bei sich und spaziert gähmend im Zimmer auf und ab, das er jetzt allein bewohnt, „sonderbar, ich bin jetzt Herr im Hause, mir fehlt Nichts, ich habe mehr Geld als ich brauche, und doch gähne ich den ganzen Tag. Als ich Botenläufer war, wußte ich nicht, was Langeweile sei, denn ich hatte keine Zeit, daran zu denken. Ich sang vom Morgen bis zum Abend, und kehrte ich Abends mit vierzig Sous im Sacke heim, war ich, meiner Seel', fiderler, als ich mit allen den Goldfüchsen da bin. Sonderbar! damals war mein größter Wunsch ein solcher Goldfuchs; jetzt hab' ich sie in größter Menge und sie — langweilen mich. Ich dachte, ein Reicher, der müsse und müsse sich amüsiren; aber weit gefehlt! Was fang' ich an? Wie kürze ich mir die Zeit? Schreiben kann ich nicht; ich weiß nicht einmal meinen Namen zu unterzeichnen! In den A=b=c-Büchern herumbuchstabiren mag ich nicht! Von Musik verstehe ich Nichts; noch weniger von Andreas seinem Gepinsel. Im Theater schlafe ich ein, obgleich es schön da ist. Nur das Essen macht mir Spaß; aber kann ich den

ganzen lieben Tag am Tische sitzen? Was fang' ich Armer an?"

Indem wird mit Leibeskraft an der Glocke gezogen.
„Das nenn' ich mir herrenmäßig schellen! O, wenn das Andreas wäre!“

Er öffnet. Wer tritt herein? Rossignol, oder mit anderm Namen Poiseau, Peters alter Kunde und Freund. Der Hut sitzt noch immer auf dem linken Ohr; aber nicht mehr der alte schäbige, sondern ein funkelnagelneuer. Seit dem famosen Diner, wo Peter um den seinigen kam, hat das Modell zufällig seinen alten mit einem neuen verwechselt; gerne hätte Herr Rossignol auch die übrigen Kleidungsstücke zufällig verwechselt, wenn es möglich gewesen wäre. So finden wir ihn denn in demselben eng anliegenden Beinkleide und schwarzen Rocke wieder, worin er dem Herrn Grafen von Franco-nard seine Aufwartung gemacht hatte. Aber beide Theile sind versteckt durch einen langen, weiten Carrick*, den er einem befreundeten Hauderer abgeborgt hat. Obgleich es in der Mitte Juni's ist, hüllt er sich so weit ein, als wären wir mitten im Winter. Endlich, um sich ein imponirenderes Ansehen zu geben, hat er den Schnurrbart wachsen lassen, den er in jeder Sekunde wenigstens einmal zurechtdreht.

Rossignol wußte nicht, daß Peter mein Bruder war; er erfuhr es erst am Tage jenes Diners, wo der Raufsch Peter zu Erzählung aller seiner Aben-

* Eine Art weiter englischer Reitrock.

teuer begeistert hatte. Lange Zeit traute er sich nicht, Peter zu besuchen, aus Furcht vor mir, bis er eines Tags zufällig hört, daß Herr Dermilly gestorben, Peter der alleinige Besitzer einer schönen Wohnung, und Andreas, sein Bruder, seit einiger Zeit spurlos verschwunden sei.

Schon ist er auf der Treppe meines Hauses, als er von ungefähr seine Kleider mustert. Der Rock hat nur noch zwei Knöpfe, die Hose ist am Knie aufgerissen und an den Waden geplakt. „Vielleicht hat Peter Domestiken,“ denkt er bei sich, „und das kann sie mißtrauisch machen.“ Rossignol ist nie in Verlegenheit. Schnell kehrt er um, trifft auf dem nächsten Haltplatze der Hauderer einen befreundeten Kutscher, mit dem er sich dreimal herumgeprügelt und viermal ausgesöhnt hat, klopft ihn auf die Schulter und spricht:

„Leihe mir Deinen Karrik, Franz: auf zwei Stunden.“

„Meinen Karrik? Bist Du von Sinnen?“

„Ich habe ihn dringend nöthig. Nur auf zwei Stunden; ich bring' ihn wieder.“

„Wie kann ich, Rossignol? Ich habe nichts als die Weste darunter.“

„Mehr brauchst Du nicht im heißen Monat Juni.“

„Thor! wie kann ich in Hemdärmeln herumhaudern?“

„Um so mehr gleichst Du dem jungen Phaëton, Freund.“

„Geh' mir mit Deinem Phaëton.“

„Ehe zwei Stunden vergehen, hast Du ihn wieder. Bis dahin brauchst Du ihn nicht; Du bist ja der Letzte in der Reihe. Also Du willst nicht, Franz? Willst mich in Verzweiflung bringen, der Dir so oft Schnaps gewichst hat. Franz, all' mein Vermögen steht auf dem Spiel; Deines auch vielleicht. Denn bin ich erst bei Geld, so nehm' ich kein anderes Gefährt als Deines und zahle Dir drei Franken für die halbe Stunde. Nun?“

„Bah, Du hast mich zum Besten.“

„Beim ersten Torso, nein! Franz, da sind fünfzehn Sous; warte auf mich im goldenen Karpfen und laß Auster aufmachen.“

„Auster? Für fünfzehn Sous?“

„Ich zahle sie: vier Duzend. Geschwind, Franz, zieh' den Ärmel aus.“

„Aber mein Gefährt?“

„Sieh', wie die Sonne scheint, Franz. Kein Sonntag und Festtag heute, bloßer Werktag. Bedenke das.“

„Aber...“

„Franz, Du trinkst Deine Gläser Weißwein in zwischen... Du weißt... und für zwei Sous Moseler. Geschwind den andern Ärmel heraus.“

„Und Du bringst ihn mir in zwei Stunden wieder?“

„Ich schwöre Dir's beim Herkules und Antonius!“

„Was sind das für Leute? Aber wenn Du mich zum Besten hast, Kerl, dann...“

„Gewiß nicht, Franz. Laß Dir's in zwischen gut schmecken. Adieu.“

Rossignol wirft sich geschwind in den Karrik und hüpfst fort, trillernd: „Wem der große Wurf gelungen!“ u. s. w.

Peter sieht Rossignol befremdet an; denn der bis an die Ohren aufgewickelte Schnurrbart macht ihn durchaus unkenntlich. Aber schon ist er Peter um den Hals gesprungen und drückt ihn an sich wie eine Bärin ihre Kleinen.

„Lassen Sie mich los, Herr, Sie würgen mich!“ ruft Peter ärgerlich.

„Ich Dich loslassen, mein lieber Peter? Kennst Du Deinen alten Freund nicht mehr, Peter?“

„Mein Gott, Du bist's, Voiseau!“

„Wer sonst?“

„Aber Andreas sagt, Du heißest Rossignol.“

„Er hat recht.“

„Warum lässest Du Dich denn Voiseau nennen?“

„Ist denn Rossignol kein Voiseau?“ *

„Gewiß.“

„Also! Folglich hab' ich meinen Namen nicht verändert.“

„Nein. Ich dachte nicht daran.“

„Uebrigens, was liegt am Namen? Voiseau oder Rossignol, gleichviel! ich bin Dein Freund, Dein Freund auf Leben und Tod... auch Andreas sein Freund, obgleich ich nicht recht an ihm gehandelt habe. Aber das war ein leichtsinniger Jugendstreich, wie Jeder so macht. Ist man doch nur einmal jung, tralala! Ich komme just, ihn um Verzei-

* Voiseau, der Vogel. — Rossignol, die Nachtigall.

hung zu bitten. Wo ist er, der gute Andreas, führe mich zu ihm. Ich muß und muß ihn sehen; auch Herrn Dermilly, meinen alten Zeichenlehrer, würdigen Freund und Rathgeber. Führe mich zu ihm! Gib Acht, wie er mich aufnimmt!"

"Freund, da kommst Du zu spät."

"Zu spät? Wie so? Sprich, geschwind!"

"Herr Dermilly ist seit lange todt."

"Herr Dermilly todt? Mein Lehrer, mein Vater, mein Freund, mein Berather, mein Tröster, mein Helfer? O, ich falle um."

"Wird Dir nicht wohl?"

"Ich glaube, ja; gib mir..."

"Ein Glas Wasser?"

"Lieber ein Glas Schnaps, wenn Du welchen hast."

"Ob ich welchen habe! Herr Dermilly hatte immer welchen, wenigstens fünfzehn Sorten, und im Keller, sage Dir, samösen Wein."

"Der ehrenwerthe Mann todt!"

"Nimm das, Poiseau."

"Nicht übel, meiner Seel! Also Herr Dermilly todt! So hat der Tod einen Stern erster Größe verdunkelt. Ach, welche Fortschritte machte ich unter ihm. Er nahm mich auf wie seinen Sohn."

"Er hat aber nicht väterlich von Dir gesprochen."

"Ach, Peter, ich war auch oft ein undankbarer Sohn! Ich gestehe, ich habe mir Manches vorzuwerfen. Aber hin ist hin. Was kann ich mehr thun, als bereuen? Noch einen Schluck."

„Ist Dir jetzt besser?“

„Etwas. Aber sprich, wo ist Andreas, der gute Junge? Rufe ihn doch, ich will und muß ihn umarmen, ich halt's nicht mehr länger aus.“

„Ach, alles Rufen hilft Nichts.“

„Mein Gott, Du erschreckst mich! Andreas auch todt? Noch ein Gläschen, Freund. Gib mir die Bouteille, ich will mir selbst einschenken. O mein armer Andreas!“

„Tröste Dich, Rossignol; er ist seit sechs Wochen verschwunden, spurlos... wir wissen nicht, wo er ist.“

„O mein armer Andreas! Und ich wollte mich bei ihm zu Gast laden. Macht Nichts, so bin ich bei Dir zu Gast, Peter. Aber sag', hat er den Koller gekriegt? So wegzulaufen!“

„Nicht den Koller, Rossignol: die Leidenschaft, die hat ihn schrecklich geplagt; mehr darf ich nicht sagen.“

„Ich will auch nicht mehr wissen. Beim Essen mehr davon.“

„Das Schlimmste ist, daß er einen Zettel hinterlassen hat, worin er mir all' sein Eigenthum vermacht, und Mamsell Nanette meint, das heiße so viel als: er wolle nie wieder kommen.“

„Deine Mamsell Nanette hat den Nagel auf den Kopf getroffen, Peter; es ist ausgemacht, daß Dir jetzt Alles gehört.“

„Und hältst Du's für möglich: jetzt, da ich reich bin, habe ich tödtliche Langeweile!“

„Ganz natürlich, Peter.“
 „Erst der Kummer, die Sorge um Andreas...“
 „Gewiß. Und dann die Einsamkeit, Niemand um Dich zu haben, mit dem Du schwätzen und lachen kannst! Peter, Du weißt, ich bin Dein Freund; ich will Dir noch mehr werden, will Bruderstelle an Dir vertreten; von heute an, von Stunde an wohne ich bei Dir und verlasse Dich nicht mehr.“

„Der gute Loiseau... wollte sagen Rossignol.“
 „Nenne mich wie Du willst.“

„Wie oft wünschte ich Dich herbei; ich wußte im Voraus, bei Dir würde ich mich nicht langweilen.“

„Dich langweilen? Bei mir? Du sollst keine Zeit dazu haben, das verspreche ich Dir. Wir lachen, trinken, singen, scherzen und tanzen von Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig, heisa, hupsasa! Bei mir sollst Du lernen Dein Leben genießen.“

„Meiner Seel', das möchte ich; aber wenn ich denke, daß der arme Andreas...“

„Still, still! wir denken nicht immer an Andreas. Jeden Morgen vor Aufstehen weihen wir dem Andenken des guten Bruders einige zärtliche Thränen und dann geht's an's Jubiliren. Aber, Sapperment, Du wohnst hier wie der Großsultan in seinem Serail, meiner Seel'! Ueberall Canapee's und Bergères!“

„Bah, was ist das gegen die andern Zimmer? Komm', ich will sie Dir zeigen.“

Rossignol folgt Peter, der in so heiterer Ge-

seilschaft seine Traurigkeit fast ganz vergessen hat. In gänzlicher Ermanglung aller Welt- und Menschenkenntniß beurtheilt er Alles, was er sieht und hört, nur nach dem äußern Anschein. Weil Rossignol sich seinen Freund auf Tod und Leben nennt, glaubt er steif und fest an die Freundschaft. Um des aufrichtigen Geständnisses seiner alten Fehler wegen, denkt Peter bei sich, muß ich ihm verzeihen, so gut wie Herr Dermilly und Andreas ihm verziehen haben würden.

Das schöne Modell wird nicht müde, die schönen Zimmer und die schönen Gegenstände in denselben zu bewundern; bisher kannte er bloß Küche und Atelier. Er bleibt vor mehreren Gemälden stehen und ruft:

„Siehst Du den Römer da? das bin ich! und den Griechen da? das bin wieder ich!“

„Aber sie sehen Dir nicht gleich.“

„Nicht von Gesicht, Freund, aber dem Leibe nach. Ich schmeichle mir, daß mein Torso wunderbar getroffen ist.“

„Und auf der Seite ist die Küche.“

„D, die kenne ich recht gut, Peter; meinen Weg zum Atelier nahm ich immer durch die Küche. A propos, lebt die alte Therese noch?“

„Was für 'ne Therese?“

„Die Köchin meines Patrons.“

„Die ist lange todt.“

„Du hast recht gethan, zu sterben, Therese: Du konntest nicht einmal 'ne gute Suppe kochen.“

„Seit Andreas fort ist, habe ich keinen Bedienten. Für's Erste wage ich kaum, mich von Andern bedienen zu lassen.“

„Du hast recht, Peter: alle Domestiken sind ein wahres Diebsgesindel; man bedient sich lieber selbst. Höre, Peter, bei mir kannst Du Sparsamkeit lernen; ich will Dir einige ökonomische Grundsätze beibringen. Nummer eins: wir essen beim Traiteur; das ist wohlfeiler und lustiger. Niemals eine Küche im Hause; pfui, das stinkt! Will man extra diniren oder deseuniren oder soupiren, so schickt man zum ersten Restaurateur, das ist gesünder. Zweiter Grundsatz: wir dulden keine Magd, keine Haushälterin im Hause. Das Weibervolk steckt seine Nase in Alles und ist geschwäßig wie die Elstern. Was zu besorgen ist, besorgt der Stiefelwischer.“

„Wie sparsam der Rossignol geworden ist!“

„Nur Geduld, Peter, ich bin noch nicht fertig. Das ist das Schlafzimmer von Andreas, nicht wahr?“

„Ach ja! Es steht jetzt leer und verwaist.“

„So will ich's für mich nehmen, Peter. Ich zahle den Miethzins auf Tag und Stunde. Dritte Ersparniß!“

„Immer besser! Gedenkst Du so fortzufahren, dann werde ich immer reicher statt ärmer.“

„Laß nur mich sorgen, Peter. Die Kasse bitte ich mir aus; die will ich führen. Und was gedenkst Du mit der Wohnung zu machen? Eine solche Wohnung für eine einzige Person wäre Unsinn.“

„Ich warte nur auf Andreas.“

„Und ich warte mit Dir; wir warten zusammen, das ist lustiger. Aber wo ist der Wandschrank, hm, hm... Du weißt, mit den Liqueuren? Ich denke, wir sprächen einige Worte mit ihm.“

Peter führt seinen Freund in das Zimmer, wo der Wandschrank mit den Liqueuren ist und deckt einen Tisch davor mit den Resten einer Pastete, dem Ueberbleibsel seines Frühstückes.

„Ist das Alles, was Du hast?“ fragt Rossignol.

„Ist das nicht genug?“

„Nein, Knicker! Wer bewirthe einen alten Freund mit so 'nem Brocken von gestern her?“

„Hätt' ich nur mehr.“

„Dummbärtchen, wozu sind die Traiteure da? Ruf' Deinem Portier; er soll uns vom ersten Garloch Cotelettes, Mehragout und eine gute Omelette holen. Inzwischen wollen wir uns den Keller ansehen: ich möchte nicht ungerne seine Bekanntschaft machen.“

Die Ungenirtheit, womit Rossignol im fremden Hause den Wirth macht, weckt Peter aus seiner gewöhnlichen Trägheit. Schon steht das schöne Modell auf der Treppe und brüllt aus vollem Halse:

„Holla, Portier! hieher, Kleiner! heraus aus Deinem Nest! Sub it o!“

„Was machst Du, Rossignol?“ sagt Peter ängstlich. „Ich habe keinen Portier; die Frau von unten wartet mir auf und sie bildet sich ein...“

„Weil Du nicht mit den Leuten umzugehen weißt, Peter: ein Fünfzehnsousstück und sie drückt beide

Augen zu, meiner Seele! Man muß gelegentlich generös sein, wenn man sich gut bedienen lassen will: viertes Ersparniß!"

Eine kleine kugelrunde Frau von wenigstens fünfzig Jahren und mürrischem Gesichte tritt in's Zimmer. Die Gute bildet sich viel auf ihr reines Französisch ein und auf das Taschenwörterbuch, das sie sich selbst angefertigt hat. Sie sieht Peter eine Zeit lang ziemlich ungehalten an, weil Peter sie in Gnaden ihres Dienstes entlassen hat.

"Was wollen Sie?" fragt sie mürrisch; "Sie provociren das ganze Haus durch Ihr Geschrei."

"Ich bitte um Entschuldigung, Madame Roch," entgegnet Peter; "ich wünschte, Sie..."

"Still!" gebietet Rossignol und damit wirft er seinen Karrif um, als mache er den Catilina, und stellt sich zwischen Madame Roch und Peter. "Du weißt Dich nicht kurz zu fassen; laß mich reden. Liebe Madame Roch! mein Freund und ich möchten ein recht excellentes Frühstück zur Feier des heutigen frohen Tages, der uns nach vieljähriger Trennung zum ersten Male wieder vereint. Wir wünschten uns bei einem Gläschen alten Burgunder und einigen Cotelettes freundschaftlichst zu unterhalten; würden Sie uns zu dieser freundschaftlichen Unterhaltung verhelfen?"

"Mein Herr, ich habe nicht mehr die Ehre, Herrn Peter aufzuwarten."

"Weil er fürchtet, mit Ihnen allein zu sein, Madame Roch. Wer noch so frisch und blühend ist..."

„Gar zu gütig, mein Herr.“

„Und noch so gut conservirt...“

„Da haben Sie recht, Herr; ich schmeichle mich dessen.“

„Wir könnten noch eine Medea machen, Schätzchen, oder eine Agrippina.“

„Ich weiß nicht, Herr, was Sie...“

„Wie alt sind wir, Madame Koch?“

„Bierundvierzig Jahre, Herr.“

„Auf Ehre, man hält Sie höchstens für eine Zwanzigjährige... Geld her, Peter! Madame Koch sorgt für Alles.“

„Aber, mein Herr...“

„Und wer rechnete mit einer so interessanten Erscheinung? Du, du liegst mir im Herzen, Du, du liegst mir im Sinn! Geld her, Peter.“

Kossignol langt mit der Hand hinten herum; Peter sucht in der Tasche und steckt ihm ein Hundertsousstück in die offene Hand.

„Noch eins,“ sagt Kossignol.

Peter gibt ihm ein zweites.

„Und noch eins,“ flüstert das schöne Modell.

Peter gibt ihm ein drittes, denkt aber bei sich: „Fünfzehn Franken für's Frühstück, das kann nicht der fünfte ökonomische Grundsatz sein.“

Kossignol steckt zwei Fünffrankenstücke der Madame Koch zu, läßt das dritte unvermerkt unter den Karrik gleiten und flüstert dann der Haushälterin in's Ohr: „Besorgen Sie uns was recht Gutes; das kleine Geld gehört Ihnen.“ Dabei kneift er sie in's

Knie, thut, als wolle er sie umarmen und treibt sie dadurch der Treppe zu. Madame Koch, ganz verdußt durch diese Zärtlichkeiten, aber höchst empfänglich für Geld und Geldeswerth, bringt schnell ihr Halstuch in Ordnung und eilt die Treppe hinab.

„Siehst Du, wie sie läuft,“ sagt Rossignol; „mit Geld bringt man die Schildkröten zum Laufen.“

„Ja, Freund, aber fünfzehn Franken für ein Frühstück!“

„Wie? Du bewohnst fürstliche Gemächer und kümmerst Dich um solche Lumpereien? Willst Du Dich amüsiren oder willst Du nicht?“

„Gewiß will ich's.“

„So vertraue Dich mir an. Und weißt Du nicht bereits fünf oder sechs ökonomische Grundsätze? Ich möchte eben so wenig einen Knicker aus Dir machen.“

„Topp! ich vertraue mich Dir an, denn Du hast mehr Erfahrung als ich.“

„Das mein' ich! Laß Andreas nur sechs Monate ausbleiben und er soll eine Veränderung finden, meiner Seel'. Jetzt in den Keller hinunter!“

Im Keller liegen ungefähr dreihundert Flaschen gewöhnlichen Tischweines und mehrere Duzend feiner Weine. Rossignol ist wie begeistert: er möchte im Keller unten frühstücken; weil das aber außer der Ordnung ist, sucht er sich bloß vier Flaschen verschiedener feiner Weine aus undbürdet Peter eben so viel Flaschen ordinären Tischweines auf. Während Rossignol lustig trillert: „Bin ich todt, Laßt mich begraben in den Keller unterm Faß' u. s. w.“

schließt Peter den Keller zu, dann klettern sie die Treppen hinauf.

Bald kommt Madame Koch nebst Kellner mit drei Schüsseln zurück, die symmetrisch mit dem Wein auf den Tisch gestellt werden: das Alles unter manchen verliebten Ländeleien Rossignols mit der vier- undvierzigjährigen Madame Koch. Nachdem das Frühstück angerichtet ist, empfiehlt sich Madame Koch unter tiefen Bücklingen und der ergebensten Bitte, sie nicht zu schonen, wenn die Herren was bedürften. Peter setzt sich an den Tisch und ihm gegenüber sein Freund Voiseau.

„Mach' Dir's bequem,“ sagt Peter, „und zieh' den mächtigen Karrik aus, Du mußt darin ersticken.“

„Nicht doch, Freund: ich habe Husten und Schnupfen und fürchte die Blähungen, und dann ist das Möbel da ein liebes Erbstück von einem Onkel, der ewig auf dem Meere herum fuhr.“

„Ich sehe übrigens nichts Schönes daran; mein Gott, und er ist mit Leder gefüttert, ha ha!“

„So will ihn der Matrose haben. In solchem Karrik troßt er Sturm und Wetter.“

„So so! Dein Onkel war Matrose?“

„Ein famöser Kerl, sag' ich Dir: drei neue Welten hat er entdeckt, und er hätte noch ein halb Schock neue Welten mehr gefunden, aber ein Hay verschlang ihn.“

„Großer Gott, ein Hay?“

„Wie ich die Ehre habe zu melden. Deine Gesundheit!“

„Der arme Onkel!“

„An so was ist der Matrose gewöhnt, Freund! Das kommt täglich vor.“

„Aber wie hast Du den Karrik wieder gekriegt?“

„Ganz leicht. Bald darauf wird der Hay geschossen, und als man ihn ausweidete und ausstopfte für's Naturaliencabinet, fand man den Karrik in seinem Bauch unversehrt mit einem Brief meines Onkels an mich in der Tasche; der Hay, scheint's, kann Jeder nicht verdauen. Von meinem armen Onkel war nichts mehr übrig als zwei Finger und das linke Ohr: alle drei Karitäten ließ ich zum Andenken an den guten Onkel in Gold fassen.“

„Meiner Seel', ich danke für's Matrosenleben, wenn man solche Gefahren läuft.“

„Du hast recht! Es lebe die Erde... der Wein darauf! Aber Sapperment! der Wein ist nicht bitter! Papa Dermilly hatte eine feine Zunge und alle Künstler mit ihm.“

„Sonderbar, Rossignol, Dein Hut ist accurat wie der meine, den ich bei der Schlägerei im Wirthshause verlor; sogar die Schnalle ist die nämliche.“

„Ein Hut gleicht dem andern wie ein Ei dem andern, Freund.“

„Aber gelt! wir waren duhn.“

„Duhn? pfui! Ich bin nie duhn. Wenn man ein Paar Zeller entzweischlägt und einige Fausthiebe austheilt, sagst Du gleich, man sei duhn! Lustig waren wir, fidel, weiter nichts.“

„Warum lässest Du denn den Bart wachsen? Du

siehst ganz anders aus seitdem; oder hast Du gedient?"

"Ja, Freund, ich habe gedient, seit wir uns nicht gesehen haben, und an zwei Stellen zugleich."

"Wo denn? Bei den Husaren?"

"Nein, bei den Freiwilligen in beliebiger Uniform: der Pantalon ist mir davon übrig."

"Hast Du Dich geschlagen?"

"Das wollt' ich meinen; oft hab' ich mich geschlagen: ein Paar Mal blieb ich für todt auf dem Wahlplatz liegen."

"Bist Du denn nicht avancirt?"

"Doch, Freund! oft bin ich avancirt: einmal so weit, daß ich immer eine ganze Meile den Andern voraus war. Aber der Ehrgeiz ist nie mein Steckenpferd gewesen; die Künste, Freund, die Künste lagen mir ewig im Kopfe. Die erste Liebe bleibt ewig unvergeßlich, tralala! Und ich wünsche mir Glück, daß ich den Dienst quittirte, weil ich Dich getroffen habe. Deine Gesundheit, Peter!"

Rossignol ist und trinkt, was das Zeug halten will, denn seit Jahren hat er nicht so gegessen und getrunken wie an diesem Tage. Die Korke fliegen an die Decke, der Wein perlt und schäumt, ein Glas nach dem andern wird ausgestochen. Wenn ein schmutziger Teller Rossignol genirt, wirft er ihn mir nichts dir nichts auf ein hübsches Canapee, und die leeren Flaschen werden alle auf den Boden gerollt. Schon weiß Peter nicht mehr, wo er ist und was er thut. In vollem Wetteifer mit seinem Kampf-

geübten Gegner steigt ihm der Wein rasch zu Kopf, er glüht über und über, die Zunge wird ihm schwer und er hüpfet wie toll im Zimmer umher, während Rossignol mit größter Kaltblütigkeit sitzen bleibt und wie ein Hay Alles verschlingt, was der Traiteur geschickt hat.

Ueber Cotelettes, Omelettes, Rehragout, seine und ordinäre Weine und Liqueure vergift Rossignol ganz den armen Franz und sein Versprechen, den Karril innerhalb zweier Stunden zurückzubringen. Aber Pünktlichkeit ist nicht die Haupttugend des schönen Modells, der einen Pfropfen nach dem andern an die Decke springen läßt, und bei der fünften Flasche, die er ganz allein geleert hat, endlich auch anfängt, die Wirkungen des Weines zu spüren wie sein Wirth.

Uebermäßig erhitzt und dem Ersticken nahe, wirft er den Karril ab.

„Wir sind ja unter uns, Peter: Freund bei Freund! Und meine Wäsche kann sich immer sehen lassen, auch bei so flottem Dejeuner! Hol' mich Der und Jener, ich ersticke beinahe vor Hize!“

„So gehst Du mit dem Karril um, Rossignol! Denkst Du nicht mehr an den armen Onkel?“

„An welchen Onkel?“

„Den der Hay fraß.“

„Onkel hin und her; ich habe keinen Onkel. Deine Gesundheit!“

„Du sagtest ja eben, Du hattest einen Onkel.“

„Recht so, ich vergaß den Umstand. Aber Sapper-

most, Peter, das gibt 'nen fideleu Tag. Wir leben, meiner Seel', wie die Amphitryonen. Du siehst schon ganz anders aus, viel besser als heute Morgen. Gelt, der Lux gefällt Dir?"

"So gut, Rossignol, daß ich nicht mehr weiß, wo ich bin."

"So wollen wir alle Tage leben!"

So leben wir, so leben wir,

So leben wir alle Tage,

In der allerflottsten Saufcompagnie!

Von heute an sind wir Ein Leib und Eine Seele, Bruder. Was ich nicht habe, hast Du, und was Du nicht hast, habe ich: Du bist reich, ich bin lebenswürdig; Du bist bornirt, ich bin aufgeräumt und witzig. Gib Acht, wie lustig wir den Strom des Lebens hinabschwimmen wollen!

Vom höh'n Olymp herab ward uns die Freude!"

"Sag', Rossignol, ist das Deine freiwillige Uniform?" stottert Peter, der immer angetrunken wird.

"Nein, das ist mein Jagdhabit: acht Knöpfe fehlen daran, die hat ein wüthender Eber auf einen Streich abgehauen, als ich ihn eben erlegen wollte. Probiren wir jetzt die Liqueure: Rum! der bleibt bis zuletzt für den Gnadenstoß. Scubar! koste das und trinke mir nach. . . Du darfst Dir glückwünschen zu mir, Peter, denn Du langweiltest Dich wie ein Wolf."

"O Bernhard! o Nanette!"

"Meinst Du den Wasserträger und seine Tochter?"

"Dieselben."

"Pfui, Peter! wie kann ein Mensch von Deiner

Stellung in der Welt die Bekanntschaft eines Wasserträgers cultiviren, psui! Du mußt mehr Achtung haben vor Dir selbst! . . . Her mit dem Anisette."

"Aber war ich nicht früher Botenläufer?"

"Du warst es, Freund, Du bist es jetzt nicht mehr, also . . . 's ist ganz so, wie der Schuft, der ein ehrlicher Mann wird, vergißt, daß er früher ein Schuft war. Dergleichen erlebt man alle Tage. Ich meine nicht, Peter, daß Du nicht mehr mit ihm sprechen sollst, Du darfst ihn selbst von Zeit zu Zeit besuchen, aber er darf nicht mehr Dein täglich Brod sein . . . schlechter Umgang verdirbt gute Sitten! . . . Wie findest Du den Cognac?"

"Ganz so wie alle anderen Liqueure!"

"Bah, Peter, Du bist ein schlechter Kunstkenner. A propos, morgen führe ich Dich in die Gesellschaft meiner Freunde, lauter fidele Gesellen wie ich, die ganze Nächte durchtanzen. Ich kenne alle die Gelegenheiten. Vivat die Fidelität! Pereat Deinen Freunden, die Dich zum Mönch und Einsiedler machen wollen! Heute Abend eröffnen wir unsere tanzende Laufbahn mit einem Walzer in der Barrière von Baugrard. Du wirst mir gerne Rock, Hose und Weste leihen; für das Uebrige sorge ich selbst. Deine Gesundheit, Freund! . . . Stimme nur den Chor an aus dem Schinderhannes: Du weißt, er geht tralalala, tralalala . . . und so weiter in infinitum eum gratia . . . er ist nicht eben schwer. Ich singe ihn alle Montage mit einer Bäckerin zum Drehrade. Das klingt göttlich, sage ich Dir!"

Sie trinken, schreien, singen und springen noch eine Weile, bis Keiner von ihnen mehr Etwas sieht oder hört. Peter sinkt sanft unter den Tisch, während Rossignol, nachdem er links und rechts mit Tellern und Schüsseln um sich geworfen, auf Franzens Karrik einschläft zwischen einem Rebhuhnflügel und einer Flasche Rosolio.

Zweites Kapitel.

Franzens Karrik.

Während Rossignol neben seinem Wirthe schnarcht, hat sich der Kutscher, dem Ersterer seinen Karrik abborgte, in die bezeichnete Schenke begeben und bei einem Gericht Austern und einer Flasche Weißwein behaglich sich niedergesetzt.

Franz zeigt den besten Appetit und segnet im Stillen den guten Karrik, welchem er dieß leckere Mahl zu danken hat. Das erste Duzend Austern ist im Umsehen verschwunden; um mit mehr Gemüthsruhe der Ankunft seines Freundes zu harren, läßt er ein zweites Duzend kommen.

Die verabredete Stunde schlägt, aber kein Rossignol und kein Karrik läßt sich blicken. „Eine Viertelstunde mehr oder weniger schadet nichts,“ denkt Franz und bestellt Schweizerkäse und eine zweite Flasche.

Aber auch die Viertelstunde und noch eine andere ist vergangen, ohne daß Rossignol sich blicken läßt. Franz hat sich so vollgestopft, daß er kaum athmen,

geschweige denn sich bewegen kann. Schon fängt er an ungeduldig zu werden und einen kräftigen Fluch auszustößen. Noch lauter und verber flucht er, als seine Kameraden ihm melden, daß er jetzt der Erste in der Reihe sei und daher bei seinem Gefährt sein müsse, und doch hat er weder einen Rock zum Fahren noch Geld zum Zahlen. Er stampft auf den Boden, schlägt sich mit geballter Faust vor die Stirne und ruft:

„Ich Esel, dem Schelm zu glauben! Bomben und Granaten, ich will ihm die Hölle heiß machen, wenn er zurückkommt. Was fange ich an, wenn meine Rätthe mich in Hemdärmeln heimkehren sieht! Sie wird glauben, ich hätte meinen Rock versoffen.“

Alles Fluchen, Toben und Lärmen hilft Nichts: kein Rossignol und kein Karrik kommt. Zum Unglück hat sich der Himmel umwölkt; in jeder Sekunde kann das Gewitter losbrechen und Franzens Fiaker ist noch der einzige, der auf dem Platze hält; alle anderen sind fort. Franz reißt das Fenster auf, sieht sich den Himmel an und ruft verzweifelnd:

„In dem Wetter fahre Einer ohne Rock . . . in bloßen Hemdärmeln.“

Plötzlich gießt es herunter wie ein Wolkenbruch. Alles rennt auf den einzigen Wagen zu.

„Kutscher! Kutscher!“ schreit es rechts und links. Man reißt sich gar darum, wer zuerst in das Gefährt soll.

„Reißt Euch nur,“ denkt Franz, der den Lärm sieht und hört. „Ihr könnt lange auf den Kutscher warten.“

Inzwischen ist es einem kleinen, von Kopf bis Fuß schwarz gekleideten Herrn mit schneeweißem Busenstreif und Tanzschuhen, der mit seiner Ehehälfte zu einem Dejeuner dinatoire eilte, das sein Cousin zur Feier der ihm nach fünfzehnjähriger Bewerbung endlich geglückten Ernennung zum Maire-Adjunkten einer Commune von dreihundert Feuerstätten veranstaltete, nach heißem Kampfe gelungen, seine Ehehälfte in den Wagen zu schaffen. Madame nimmt gleich den ganzen hintern Grund ein und zwingt alle übrigen Insassen, das Feld zu räumen, worauf das ausgehungerte Paar sich im alleinigen Besitze des Fiakers sieht.

Jetzt ist Alles da, nur das Wichtigste fehlt noch: der Kutscher. Madame lehnt sich mit halbem Leibe zum Kutschenschlage hinaus und schreit sich heiser nach dem Kutscher, während der Herr Ehegemahl, jammernd über die Gefahr, die von Seiten des Regens seinem neuen Habit droht, aber noch untröstlicher über den Verlust des Frühstücks, hin- und herläuft und Franz aufsucht.

Endlich sieht er den goldenen Karpfen und läuft auf ihn zu.

„Ich wette,“ denkt er bei sich, „der Kerl thut sich bone darinnen bei einem Glase Wein oder Schnaps. So macht es das Gesindel immer: wenn es Wasser regnet, schwenken sie sich mit Wein voll. Nur Geduld, Madame Belhomme, ich schaffe ihn gleich her.“

„Sputen Sie sich, Herr Belhomme,“ ruft Ma-

dame ihrem Ehegemahl nach. „Ich fürchte, sie essen den Kalekuten ohne uns.“

„Ist der Kutscher von Numero siebzig darinnen, liebe Frau?“ fragt Herr Belhomme, in den Keller eintretend.

„Ja, Herr, hinten in der Ecke sitzt er,“ antwortet die Austerhändlerin, die um ihre Zeche besorgt zu werden anfängt.

„Geschwind, Freund,“ sagt Herr Belhomme, dem Hauderer traulich auf die Schulter klopfend, „Ihr solltet auf dem Plage sein bei Eurem Wagen. Seht nur, wie es regnet, und Ihr seid der Letzte . . . Ihr kriegt ein gutes Trinkgeld.“

„Nicht nöthig, Herr, ich habe keinen Durst,“ antwortet Franz und bleibt ruhig sitzen.

„Hört Ihr, Kutscher?“ ruft Herr Belhomme lauter.

„Ja, ich höre. Ich kann jetzt nicht fahren.“

„Ihr könnt nicht fahren?“ wiederholt der kleine Mann, den Hut auf die Stirne drückend und auf die Fußspitzen tretend. „Gleich auf der Stelle!“

„Unmöglich, Herr, ich kann nicht von der Stelle . . . auch bin ich bestellt.“

„Ihr lügt, Ihr seid nicht bestellt, Ihr gehört mir und meiner Frau . . . mein Cousin wartet. Ihr sollt und müßt.“

„Ich will nicht, Herr.“

Der kleine Herr erhebt ein solches Geschrei, daß Alles herbeieilt.

„Ja, ja, er muß!“ rufen die Einen.

„Erst soll er zahlen!“ feist die Austerhändlerin.

„Keines von Beiden,“ antwortet Franz und pfeift dabei.

„Statuiren wir ein Beispiel!“ schnaubt Herr Belhomme außer sich vor Wuth. „Gleich gehst Du mit zum Commissarius.“

„Donner und Doria, Herr, wie kann ich bei solchem Wetter in Hemdärmeln, ohne Rock fahren . . . ha, verfluchter Rossignol!“

„Mit oder ohne Rock: Du gehst mit mir zum Commissarius. Verstanden?“

„Er muß, er muß,“ wiederholen alle Umstehenden im Chöre, „oder wir bringen sein Gefährt dahin.“

Franz, der sieht, daß er mit Gewalt nichts ausrichtet, will dem kleinen Herrn zum Polizeicommissär folgen, als der Weinhändler und die Austerntverkäuferin ihm den Weg vertreten.

„Ehe man geht, zahlt man hübsch, Freund.“

„Ich zahle ein ander Mal, ich habe keine Zeit jetzt.“

„Zahlen ist gleich geschehen. Wir kennen Euch zu wenig, um Euch zu borgen.“

„Ich komme gleich wieder.“

„Ihr zahlt auf der Stelle; sechs Duzend Austernt, Wein, Brod und Käse machen zusammen fünfundsebenzig Sous.“

„Da sind fünfzehn Sous auf Abschlag; ich bleibe den Rest schuldig.“

„Nicht doch, Freund, Ihr zahlt sogleich das Ganze.“

„Ihr könnt mich auf den Kopf stellen, ob Ihr
Paul de Roc. LXXXVII.

einen Sou mehr bei mir findet: ich habe den ganzen Tag keinen Sou verdient."

"So so, der Herr frühstückt flott und hat kein Geld in der Tasche?"

"Ein Freund hat mich herbestellt."

"Klausen das! Geschwind zum Polizeicommissär mit dem Bruder Viederlich."

"Erst will ich ein Pfand für meine Auster, her mit seinem Hute."

"Da habt Ihr ihn... wir wollen Dich lehren, Freund, mit fünfzehn Sous in der Tasche zu frühstücken wie vornehme Herren!"

Bergebens sucht der arme Franz sich seines Hutes zu erwehren. So muß er denn, er mag wollen oder nicht, ohne Hut und Rock zum Commissär hinfahren.

"Dem hab' ich gezeigt, daß ich 'nen Kopf habe wie von Eisen," ruft Herr Belhomme seiner Ehehälfte zu.

"Die Mühe hätten Sie sich sparen können," antwortet Madame. "Das ist männiglich bekannt."

Unter lautem Zischen und Hohngelächter der Umstehenden fährt der arme Tropf von Franz ab. Wüthend peitscht er auf die Gänle los, daß sie davon stolpern, was das Zeug halten will, und so oft er die Peitsche schwingt, läßt er einen mörderischen Gluch los gegen den Rossignol.

Zum Glück wohnt der Polizeicommissär nicht weit ab, dennoch kommt er pudelnaß an, wie aus dem Wasser gezogen.

"Mögen sie mich brennen und foltern, ich fahre sie nicht weiter," ruft er wüthend.

In Folge dieses Vorfalles muß der arme Tropf acht Tage auf der Präsektur schwitzen, bringt einen Stockschnupfen mit nach Haus und erhält obendrein noch eine tüchtige Tracht Schläge von seiner Ehehälfte. Herr und Madame Belhomme müssen den Weg unter die Füße nehmen. Um ihren Aerger zu vergessen, zanken sie sich unterwegs in Einem fort und kommen von Kopf bis Fuß durchnäßt und besprüßt beim Herrn Cousin an — als eben das Frühstück verzehrt ist.

Drittes Kapitel.

Wie Peter haushält.

Als Peter den Morgen nach diesem Frühstücke, das bis zum Abend gedauert hatte, erwacht, staunt er nicht wenig, sich unter'm Tische zu finden, den Kopf auf einem Teller und den Arm in einer Schüssel mit Eingemachtem. Er reibt sich die Augen und besinnt sich auf die Vorfälle des letzten Tages, denn noch gehen ihm die feinen Liqueure wie ein Mühlrad im Kopfe herum.

Er steht auf, sieht um sich und tritt Rossignol, der noch auf seinem Karril schnarcht, auf's linke Ohr. Dieser erwacht und flucht: „Wer wagt es, einen Künstler zu boren?“

Als Peter Rossignol hört, erinnert er sich allmählig der Ereignisse des vorigen Tages, Ohne zu wissen

würum ist er nicht recht mit sich zufrieden; das Gewissen schlägt ihm. Aber schon ist Rossignol bei der Hand und auf den Füßen, so daß Peter keine Zeit bleibt, sich Vorwürfe zu machen.

„Wir haben, wie's scheint, ein Mittagschläfchen gehalten, Freund Peter,“ sagt Rossignol. „Das ist vornehm. In Spanien und Italien schläft man gewöhnlich nach Tisch, und die Engländer, die am flottsten von allen Völkern leben, schlafen fast immer unter'm Tisch.“

„Wie? die Engländer schlafen unter'm Tisch mitten unter Tellern, Schüsseln und leeren Flaschen?“

„Ja, Peter, ganz so wie wir gestern.“

„Bruder Andreas liebte die Sitte nicht.“

„Unter uns, Peter: Dein Andreas war so zimperlich wie 'ne alte Jungfer; ich hoffe, Du folgest meinem Beispiele und nicht dem Deines Bruders... aber es ist heller Tag, wir müssen an's Frühstück denken.“

Indem sieht er Franzens Karrik. Wie wahnsinnig schlägt er sich auf Bauch, Kopf und Lenden zugleich, stößt einige seiner Lieblingsflüche aus und wirft sich in einen Armstuhl.

„O, ich Dummkopf!“ ruft er ein über's andere Mal.

„Was gibt's?“ fragt Peter.

Statt zu antworten schneidet Rossignol ein grimmes Gesicht und springt wüthend und fluchend vom Sessel auf, denn er hatte sich auf einen Teller gesetzt, der von gestern her auf dem Stuhle liegen geblieben war.

„Das verdamnte Porzellan!“ schreit er.

„Hast Du Dich geschnitten?“ fragt Peter ängstlich.

„Und wie! Gerade in den A....“

„In den A....?“

„Ich will mir kalte Umschläge machen. Das Schlimmste bei der Geschichte ist, daß die Hose zerrissen ist. Mein Gott! und vorne nichts als Fettflecken: das kommt von Deinem Tellerwerfen von gestern.“

„Ich soll Schuld daran sein?“

„Wer sonst? Mein Gott, und der Rock auch ganz besleckt von oben bis unten: die schönen neuen Kleider da! Erst zweimal habe ich sie getragen.“

„Und doch ist die Hose ganz zerrissen?“

„Ich muß während des Schlafes an die Stuhlecken gekommen sein. O weh', o weh'! was fang' ich an? Gestern noch so flott gekleidet, daß alle Weiber sich nach mir umsahen, und heute so auszusehen! Aber so kann ich nicht ausgehen, das begreifst Du. Wie steht's mit Deiner Garderobe, Peter? Mit Deinem Cabinet? Du hast doch eins?“

„Gewiß, Rossignol, gewiß hab' ich eins: links, am Ende des Ganges. Du findest Alles da, was Du wünschest.“

Rossignol eilt singend fort, kommt aber gleich darnach wieder zurück, ein Läppchen gelber Leinwand, das Ueberbleibsel eines ehemaligen Schnupftuches, unter die Nase haltend.

„Kerl, wo hast Du mich hingeschickt? Hast Du mich zum Besten?“

„Ist das Cabinet nicht nach Wunsch?“

„Närrchen, ich will Kleider, Hosen, Röcke, Westen
... und Du schickst mich in ein ...“

„Wetter! Du fragtest ja nach dem Cabinet.“

„Aber nicht nach solchem ... Kleider will ich,
Kleider.“

„So so! dann geh' nur in Andreas Kammer, da
hast Du große Auswahl.“

„Endlich! Warum hast Du das nicht gleich
gesagt?“

Rossignol geht in die ihm bezeichnete Kammer,
öffnet die Commoden und Wandschränke und bleibt
bewundernd vor einer so wohl versehenen Garderobe
stehen. Gleich geht er an seine Toilette und da er
von Umständen nichts weiß, sucht er sich das schönste
Hemd, die feinsten Strümpfe und die neuesten Klei-
der aus. Dann läuft er vor den Spiegel und macht,
obgleich im Frack und kurzen Hosen, allerhand antik-
classische Stellungen.

„Sacrebleu,“ ruft er, „wie schön bin ich! Schade,
daß ich das erst im fünfundvierzigsten Jahre werde.
Gleichviel, ich will die verlorene Zeit nachholen!“

In seiner Trunkenheit öffnet Rossignol die Fen-
ster, die auf die Straße gehen, wirft seine ganze
alte Verlassenschaft Stück für Stück zum Fenster hin-
aus und singt dabei:

„So lebt denn wohl, Gefährten meiner Jugend,
Wir scheiden, um nie wieder uns zu sehn!“

„So: fort mit euch; Adieu Pantalon! Adieu Frack!
Adieu Hemd! et cetera ... ihr habt mir treulich

gebient. So wandert jetzt zum Lumpensammler oder in den Sack des Savoyarden. Vivat die Savoyarden!"

Dann kehrt Rossignol zu Peter zurück, der nachdenklich vor den Trümmern des gestrigen Dejeuners sitzt, wirft sich vor ihm in die Stellung des Laokoon und fragt: „Wie findest Du mich?"

„Aber, Freund, das sind Alles Andreas Kleider.“

„Davon ist nicht die Rede, Peter; ich frage Dich, wie Du mich findest.“

„Sehr reinlich.“

„O, Du kalter Mensch, weiter siehst Du Nichts? Ein Weib würde mehr sehen. Mache Du jetzt Deine Toilette, Peter; Weste und Cravatte tragen noch die Spuren vom gestrigen flotten Dejeuner. Inzwischen habe ich einen Ausgang zu machen; ich bleibe nicht lange aus, dann gehen wir in den blauen Quadranten oder zu Desnoyers . . . A propos, Du hast die Kasse, nicht wahr?"

„Ja, ich habe Geld.“

„Gut, so gib mir hundert Thaler, ich will einkaufen für unsere Haushaltung, denn es fehlt noch am Nöthigsten.“

„Am Nöthigsten?"

„Ja, z. B. fand ich nicht einmal Zahnstocher gestern nach dem Essen.“

„Willst Du für hundert Thaler Zahnstocher kaufen?"

„Desgleichen fehlen Seifenkugeln und Brenneisen: das Alles will ich einkaufen. Wir brauchen auch einen Domestiken: Leute wie wir müssen einen haben!"

„Und gestern nanntest Du sie Diebsgesindel!"

„Gib Acht, Peter, wie ich ihm auf die Finger pässe.“

„Aber hundert Thaler . . .“

„Willst Du mir nicht folgen, Peter, so überlasse ich Dich Deinem Schicksale. Entweder, oder . . . willst Du Dich amüßren von Morgen bis Abend und von Abend bis Morgen . . . sprich?“

„Gewiß will ich das.“

„So rücke mit den hundert Thalern hervor!“

„Das beste Beispiel geb' ich dir,

Drum folge stets in Allem mir, tra la la!“

Peter gibt seinem Freunde die hundert Thaler. Dieser nimmt den Karrif, sieht ihn lange prüfend an und sagt dann kopfschüttelnd:

„Das Möbel ist verdammt häßlich: es paßt nicht zu so ausgesuchter Toilette.“

„Was sagst Du, Rossignol?“

„Ich sage, daß ich ihn mit nach Haus nehmen möchte, wenn er nicht so abscheulich wäre.“

„Und gestern trugst Du ihn noch?“

„Weil gestern meines Onkels selig Namenstag war, Peter. Aber ich Dummkopf, was will ich mich lange damit schleppen, ich lasse ihn mir nachtragen . . . holla, Madame Koch!“

Eben will Rossignol Madame Koch rufen, als die Thüre sich öffnet und diese hereintritt, mit einer Hufe in der Hand, die ihr beim Straßensegen gerade auf den Kopf gefallen war.

„Können Sie mir sagen, meine Herren,“ fragt Madame Koch, die Hufe hinhaltend, die Rossignol

sogleich als die seinige erkennt, „ob dieser Pantalon Einem von Ihnen gehört? Ich wollte eben meinen Straßentheil fegen, als eine Menge Straßensjungen was aufheben und weglaufen. Gleich darauf fiel diese Hose mir auf den Kopf und zerdrückte den ganzen Besatz meiner Haube.“

„Wirfst Du Deine Hosen den Leuten auf die Köpfe, Peter?“ fragt Rossignol ganz erstaunt.

„Ich?“ antwortet Peter. „Das wär' mir ein schöner Zeitvertreib.“

„Die Hose kömmt nicht von uns, Madame Koch. Ein Blick auf dieß Möbel hätte Ihnen sagen müssen, daß Leute wie wir keinen solchen Plunder tragen.“

„Die Diebflerin gerade gegenüber sagte...“

„Die Diebflerin thäte besser, ihr Obst zu zählen, als sich um ihre Nachbarn zu kümmern. Behalten Sie die Hose, Madame Koch, für Ihren Enkel, wenn Sie einen haben!... Weil Sie gerade da sind, Madame, haben Sie die Gefälligkeit und tragen Sie mir den Karrik hinunter, bis ich einen Jockey nehme, der ihn mir nachträgt.“

„Aber, mein Herr...“

„Nur vorwärts, Madame, Sie sind heute Morgen reizender und frischer als je... Peter, mach', daß Du fertig wirst, ich bin gleich wieder da.“

Rossignol wirft Franzens Karrik über den Arm der Haushälterin und steigt mit ihr die Treppe hinab. Auf jeder Stufe nimmt er eine neue Position ein. Die gute Madame Koch weiß nicht, was sie davon anfangen soll; bald bleibt sie verwundert stehen, bald

weicht sie erschreckt zurück, wenn er die ganze Kraft seines drohenden Mienspieles anwendet.

„Das ist Herkules,“ ruft er, „und das Antinous . . . und das Hypolytus!“

Endlich haben sie den Vorplatz erreicht. Rossignol steckt den Kopf zur Thüre hinaus und sieht auf einem Eckstein einen kleinen Schubpußer, schwarz wie ein Köhler, sitzen. Er winkt ihm herbei und bürdet ihm den ungeheuren Karrik auf.

„Folge mir,“ sagt er zu ihm, „und sieh' ja zu, daß Du ihn nicht schmutzig machst.“

Gefolgt vom kleinen Schubpußer mit dem mächtigen Karrik begibt sich Rossignol auf den Weg, zuerst nach dem Plage, wo er seinen Freund, den Hauderer, gefunden. „Er wird anfangs Feuer und Flammen speien,“ denkt er bei sich, „aber ein Hundertsousstück wird ihn bald zur Vernunft bringen.“

Aber Franz ist nicht auf dem Plage; aus dem einfachen Grunde, weil er auf der Präfektur sitzt. Von da geht Rossignol in den goldenen Karren; auch da ist er nicht.

„Gott weiß, wo er sein mag,“ sagt Rossignol bei sich, „ich kann ihm nicht durch ganz Paris nachlaufen in so flotten Costüm . . . nehmen wir ein Cabriolet und inspiciren die Gefährte.“

Rossignol steigt in ein Cabriolet und befiehlt dem Schubpußer, ihm Schritt für Schritt zu folgen. So fährt er von einem Platz zum andern, ohne Franz zu treffen. Rossignol wird immer hungriger und der kleine Jockey immer nasser, denn das Wetter ist

heiß, der Karrif ungeheuer schwer und der Weg, den er, dem Wagen nachlaufend, zurücklegt, ungeheuer weit. Endlich denkt er bei sich: „Ich habe gethan, was ich thun konnte... geh'n wir zu Peter zurück.“

Der kleine Jokoy, der keinen trockenen Faden mehr an sich hat, segnet sich, als der Wagen vor Peters Wohnung stille hält. Während Rossignol das Fahrgehalt dem Kutscher hinzahlt, denkt er bei sich: der kleine Schelm tragt gut, das wäre kein übler Jokoy für uns.

„Kleiner, willst Du bei mir dienen?“

„Und muß ich alle Tage so herumlaufen, Herr?“

„Nein, das war was Extra's heute: Du sorgst bloß für Zimmer, Betten und Fußzeug. Dir gehört Alles, was man Dir gibt; Du kriegst Logis, Essen und Trinken und guten Lohn. Willst Du, sprich?“

„Gern, Herr.“

„So komm' mit und vergiß nicht, daß Du zweihundert Franken voraus gekriegt hast.“

„Zweihundert Franken im Voraus? Ich habe keinen Sou gekriegt.“

„Macht Nichts... Du sagst so oder ich entziehe Dir meinen Schuß.“

Als Peter den Rossignol ganz so zurückkehren sieht, wie er auszog, gefolgt vom kleinen Schubpußer mit dem Karrif über den Arm, ruft er ihm entgegen:

„Und Du bringst das Möbel mir wieder in's Haus, Rossignol?“

„Ich konnte mich nicht von ihm trennen, Peter: das Möbel liegt mir so am Herzen. . . hier stell' ich Dir unsern Bedienten vor.“

„Der Kleine da?“

„Wozu brauchen wir Riesen?“

„Er ist ja pechschwarz.“

„Wir waschen ihn schneeweiß. . . aber Peter, der Wagen steht mir verdammt schief, mach', daß wir fortkommen.“

„Aber. . .“

„Nun?“

„Ich bin seit zwei Tagen nicht bei Bernhard gewesen.“

„Bernhard hin und Bernhard her. . . Du gehst ein ander Mal, das Frühstück pressirt viel mehr als Dein Besuch bei Bernhard. Du, Kleiner, bleibst hier und machst die Betten; puße, scheure und amüsire Dich. . . Adieu!“

Rossignol schleppt Peter fort. Eben als sie zum Hause hinaus wollen, sagt dieser:

„Aber wie, wenn Bernhard kömmt?“

„Du denkst an Nichts als an Deinen Bernhard! Laß mich das in Ordnung bringen. . . he, Madame Koch, wenn man nach Peter fragt, so sagen Sie gefälligst, er sei mit einem Freunde ausgegangen, seinen Bruder zu suchen, und dasselbe sagen Sie, so oft man nach ihm frägt. Wir thun nichts Anderes als Herrn Andreas suchen. . . verstanden, Madame?“

Bald darauf kehren sie bei einem Traiteur ein, wo Peter über der Unterhaltung seines lustigen Kos-

signol alle guten Rathschläge seiner alten Freunde auf's Neue in den Wind schlägt. Rossignol läßt Peter keine Zeit zur Besinnung. Nach dem Frühstück führt er ihn zum Billard, von da zur Mittagstafel und nach dem Essen von einer Kneipe zur andern, wo er Gelegenheit findet, ihn der Elite seiner Bekanntschaft vorzustellen, die vor Ungeduld brennt, Peter kennen zu lernen. Der arme Peter ahnt nicht, in welcher nobler Gesellschaft er sich befindet. Nachts kehren sie meistens total duhn nach Hause zurück; oft bleiben sie ganz aus. Man kann sich ungefähr denken, wie es in einer Wohnung aussieht, wo ein schuhpußender Jockey das Regiment führt, das Unterste zu Oberst kehrt und, sobald er sich langweilt, seine Kameraden einlädt, mit ihm in den Zimmern zu spielen. Allein der Jockey wickelt die Stiefeln gut, und weil dieß nach Rossignols Meinung die Hauptsache ist, drückt man ein Auge zu.

Diese Wirthschaft dauert ungefähr schon drei Wochen. So oft Peter zu Bernhard will, weiß Rossignol unter irgend einem Vorwande ihn abzuhalten. Zuletzt redet Peter nicht mehr davon, denn schlechte Gesellschaft verdirbt immer die Lust an guter. Der ehrliche Wasserträger hat sich inzwischen oft nach Peter in seiner Wohnung erkundigt, immer aber von Madame Koch, die Rossignol durch seine Apollo- und Jupiterposituren ganz für sich gewann und durch den Glanz des Geldes bestochen hat, hören müssen, daß Herr Peter ausgezogen sei, seinen Bruder zu suchen.

„Armer Peter,“ denkt der arglose Luvergnat bei sich, „du gibst Dir unsägliche Mühe und bist damit um keinen Schritt weiter als wir.“

Eines Morgens begeben sich Peter und Rossignol, Beide wohlfrisirt und wohlgewichst, in die elysäischen Felder zu einem Rendezvous mit einigen vertrauten Freunden. Eben als sie über die Boulevards gehen, kommt Franz mit seinem Gefährt daher. Wie der Blick so schnell springt er vom Boocke herunter und stürzt auf die Beiden los.

„Du kommst mir wie geschlichen, Rossignol: ich will Dich lehren Röcke stehlen!“

Und damit gibt er ihm fünf oder sechs derbe Peitschenhiebe, wovon aber der am Diebstahl unschuldige Peter fast eben so viel abkriegt als der schuldige Dieb.

Erschreckt über den unvorhergesehenen Angriff eines so knochenfesten Kerls wollen sie Reißaus nehmen. Allein Franz springt auf Rossignol los, ehe er sich flüchten kann, und packt ihn dermaßen am Kragen, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

„Endlich hab' ich Dich, Du Schelm!“ ruft er und schüttelt Rossignol hin und her, daß er grün und gelb wird im Gesicht. „Wo ist mein Karrif, sprich? Was hast Du mit ihm angefangen?“

„Laß mich los, Franz, Du erdrosselst mich, laß mich los!“

„Nicht eher, als bis Du meinen Karrif mir bezahlst, und ein Frühstück, und die acht Tage, die ich auf der Präfectur gefessen habe, und einen Stock-

schnupfen, und die Schläge, die ich von meinem Weibe gekriegt!“

„Ich will Dir Alles bezahlen, laß mich nur los.“

„Ihr irrt Euch, Kutscher,“ sagt Peter, der von dem ganzen Vorfalle Nichts begreift, „wir wollen Nichts von Euch... Ihr seid besoffen.“

„Ich besoffen? Nicht doch, Herrchen; aber Ihr Kamerad da ist ein Dieb, ein Schuft, ein Betrüger. Wart', ich will ihm einen Denkfettel geben!“

Und damit applicirt er dem schönen Modell einige so derbe Kopfnüsse, daß seine ganze Frisur in Wirr-
warr geräth. Indem Peter seinem Freunde beistehen will, bekommt er gleichfalls einige Proben von Franzens Rachegefühl, während die um den Wagen dicht versammelte Menge sich an diesem Schauspiel weidet; es ist ohnehin ergößlicher, Andere sich prügeln zu sehen als sie miteinander zu tragen.

Endlich ist es Rossignol gelungen, die linke Hand — mit der rechten vertheidigt er sich, so gut es geht — in die Tasche zu bringen. Er zieht drei Hundert-sousstücke daraus hervor und hält sie Franzen unter die Nase, der beim Anblick des Geldes gleich ruhiger wird. Er säckelt sie ein, läßt mit Püffen nach und fragt heiser:

„Und mein Karris?“

„Du sollst ihn haben,“ antwortet Rossignol, „fahr' uns nach Hause, mich und meinen Freund. Hättest Du gleich anfangs Vernunft angenommen, so hättest Du Deinen Freunden einen so widerwärtigen Auftritt erspart.“

Indem öffnet Rossignol den Kutschenschlag, läßt Peter einsteigen und setzt sich neben ihn, während Franz besänftigt auf den Kutschenbock steigt und davon fährt. So friedlich endet zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer die Scene, die so kriegerisch begonnen hatte. Ebensovienig begreift Peter, dem die Schläge wehe thun, warum er sich von einem Kutscher fahren lassen soll, der ihn eben noch so feindselig behandelte.

„Du sollst Alles wissen,“ sagt Rossignol und bringt seine von Franzens Hand zerzauste Frisur wieder in Ordnung.

„Wie kannst Du Dich einen Dieb schimpfen lassen?“

„Weiß der Kerl, was er sagt?“

„Aber hast Du ihm nicht Geld gegeben?“

„Du siehst also, daß ich ihn nicht bestohlen habe!“

„Was für einen Karrik will er denn von Dir?“

„Ich soll ihm den Karrik meines seligen Onkels leihen, weil er auf dem Wasser fahren will.“

„Hat er das Fahren auf dem Festlande satt? Ein Kutscher, der zu Wasser geht?“

„Was ist denn da so Auffallendes? Du mußt wissen, der Franz ist ein famoser Kerl; wir haben früher zusammen gedient!“

„Warum wammste er Dich denn?“

„Er ist oft von Sinnen: er hielt uns für seine Gäule. Uebrigens verdient der Kerl alle Achtung und ich wünschte, Du cultivirtest diese Bekanntschaft.“

Vor der Wohnung dieser beiden Herren empfängt

Franz eine zärtliche Einladung, mit ihnen heraufzukommen. Der Kutscher läßt sich nicht lange bitten und folgt ihnen mit der Peitsche in der Hand, obgleich Peter diese Höflichkeiten gegen einen Menschen, der sie so eben noch geprügelt hat, nicht begreifen kann. Rossignol führt Franz auf sein Zimmer, gibt ihm seinen Karrik wieder, schwört ihm, daß er acht Tage lang nach ihm herumgelaufen sei, und geleitet ihm dann in den Eßsaal, worauf der Jockey ein flottes Diner vom Traiteur holen muß.

„Und unser Rendezvous auf den elysäischen Feldern?“ fragt Peter.

„Ersparen wir auf ein ander Mal. Ich bin so froh über das Wiedersehen mit diesem unserm alten Kameraden, daß wir uns alle Drei recht gütlich thun wollen.“

Mit dem Karrik hat Franz seine gute Laune wiedergefunden; der Anblick der Flaschen stimmt ihn vollends zur Heiterkeit. Peter läßt in allen Stücken Rossignol seinen Willen. Dann setzen sie sich an den Tisch, bedient vom kleinen Jockey und zweien seiner kleinen Kameraden, die er von der Straße heraufgewinkt hat, und so tafeln sie fort wie gewöhnlich bis in die Nacht. Es dauert nicht lange, so haben Peter und Franz mit einander schmollirt und auf ewige Freundschaft angestoßen.

Auf diese Weise wirthschaftet Peter mit dem von mir überkommenen Vermögen. Unaufhörlich treibt er sich in der allerverächtlichsten Gesellschaft herum,

mit Menschen ohne Beschäftigung, ohne Sitten und Gefühl für Ehre. Sein täglich Brod ist ein Mensch, eben so sitten- als gewissenlos, der ihn auf das Unverschämteste bestiehlt und ausplündert. Peter wirft das Geld zum Fenster hinaus und macht sich dabei weiß, er amüsiere sich, weil er aus der Kneipe in die Kaffeehäuser und von den Kaffeehäusern in die Schenken und Ballsäle eilt.

So oft sich Peter über die schnelle Abnahme des Geldes beschwert, gibt ihm Rossignol den genügenden Trost: „Du spielst jetzt allerliebste Poule und Siam, trinkst Abends Deine drei Flaschen, ohne duhn zu werden, und rauchst Deine vier oder fünf Cigarren dazu. Wer dergleichen lernen will, muß sich's was kosten lassen, Freund.“

Wie anders sieht es in der Wohnung des ehrlichen Wasserträgers aus! Hier denkt und spricht man nur von Andreas. Bernhard erkundigt sich täglich zweimal nach mir und sucht Nanetten zu trösten, denn er sieht mit Schrecken, wie sie täglich trüber, blässer und magerer wird. Ach, die Arme hat nicht ein einziges Mal gelächelt, seit ich fort bin!

„Willst Du Dich denn zu Tode grämen?“ fragt Vater Bernhard.

„Nein, lieber Vater, aber ich will ihn wiederfinden. O, laß mich ihn suchen.“

„Wo willst Du ihn denn suchen, liebe Tochter? Wir haben ja keine Spur von ihm!“

Nanette antwortet Nichts darauf; sie senkt das Köpfschen und verbirgt dem guten Vater ihre Thränen

Viertes Kapitel.

Sechs Monate und acht Tage.

Ungefähr sechs Monate sind entschwunden, als Nanette eines Morgens mit freudestrahlendem Antlitz vor ihren Vater tritt.

„Vater,“ ruft sie, „Vater, ich weiß jetzt, wo er ist. O, daß der Gedanke mir nicht früher gekommen ist!“

„Du weißt, wo er ist, und das so plötzlich?“

„Ja, Vater, ganz plötzlich. Mit einem Male kam mir der Gedanke; laß mich ihn zurückholen, lieber Vater.“

„Wo ist er denn, sprich?“

„Auf dem Landgute der Frau Gräfin! Dort war er so gern, denn er konnte ungestört mit der . . . der . . .“

„Da sollte er sein?“

„Nirgends anders, lieber Vater. Mein Herz sagt mir's und es belügt mich nie, wenn von Andreas die Rede ist. O, laß mich hingehen.“

„Das Landgut der Frau Gräfin liegt in der Nähe von Fontainebleau, nicht wahr?“

„Ja, Vater.“

„Ich habe einen Bekannten dort, bei dem Du wohnen könntest; aber wie kommst Du dort hin? Ein junges Mädchen kann nicht allein reisen.“

„Bin ich nicht groß und vernünftig genug, Vater? Ach, und der arme Andreas stirbt vor Kummer, wenn er keinen Trost hat.“

„So geh' denn hin, weil Du's willst.“

„O, Dank, theurer Vater, Dank!“

„Morgen gehen wir mit dem Stellwagen.“

„Warum bis morgen warten? Heute noch, lieber Vater, es ist noch früh genug dazu.“

„So bald willst Du mich verlassen, Nanette?“

„Ich komme ja bald wieder, Vater, und in sechs Monaten habe ich ihn nicht gesehen! Auch will ich Dir schreiben.“

„Du vergiffest, Tochter, daß ich nicht lesen kann.“

„So gehst Du zu unserm Nachbar und läßt Dir meinen Brief vorlesen. O, wie glücklich wollen wir sein, wenn wir Andreas wiedergefunden haben!“

Schon ist Nanette in ihrem Kämmerchen. Gleich darauf kommt sie mit einem Päckchen, worein sie das Nöthigste gewickelt hat, zurück. Sie nimmt ihre Schürze ab, setzt einen einfachen Strohhut auf und zieht den Vater bis an die Treppe, ehe er noch Zeit gehabt hat, sich zu besinnen.

Sie kommen an dem Orte an, wo die Wagen halten, die nach Fontainebleau fahren. Es ist gerade noch Platz für Nanette; sie springt hoch auf vor Freude und setzt sich neben ihren Vater auf einer Steinbank nieder, ihr Päckchen auf den Schooß nehmend. Der gute Wasserträger will Nanette, bis der Wagen abfährt, in ein Kaffeehaus führen, aber Nanette bleibt lieber auf der Bank sitzen, denn sie hat da die Diligence vor Augen und weiß, wenn sie einsteigen muß.

„Adieu, lieber Vater,“ sagt sie zu Bernhard,

„laß Dir die Zeit nicht lang werden; ich bin in Kurzem wieder bei Dir.“

Bernhard küßt seine Tochter und geht dann traurig fort; Nanette steht ihrem Vater seufzend nach, aber ein Blick auf den Wagen tröstet sie. Endlich ist die Stunde zur Abfahrt gekommen. Nanette steigt schüchtern ein und wagt kaum aufzusehen vom Boden. Die Fragen einiger neugierigen Herrchen beantwortet sie bloß mit einem Ja oder Nein, bis man sie in Ruhe läßt. In Essona bleibt Nanette im Wagen sitzen, statt mit den andern Passagieren auszustiegen, worüber einige derselben allerhand hämische Bemerkungen machen und kichern. Allein was kümmert sich Nanette um das Geschwätz von Leuten, die unbefugter Weise ihre Nase in die Angelegenheiten Anderer stecken.

Nach einem kurzen Besuche bei dem Freunde ihres Vaters läßt sich Nanette das Landgut des Herrn von Franconard bezeichnen. Es liegt bloß anderthalb Meilen von Fontainebleau ab. Trotz der Nähe, die es ihr leicht macht, dahin zu gehen, fängt Nanette an zu begreifen, daß sie mehr Mühe haben wird, sich in der Umgebung des Gutes zu finden, als sie sich in Paris gedacht hatte.

Nanette geht zuerst in's Schloß, wo sie vom Schloßvoigt hört, daß Niemand von den Eigenthümern im Hause wohne.

„Und wo ist denn Herr Andreas,“ fragt Nanette schüchtern, „der junge Mann, der bei der Frau Gräfin wohnte? Haben Sie ihn nicht gesehen? Vielleicht

kennen Sie ihn nicht wieder, wenn Sie ihn sehen, denn er ist seit dem letzten Sommer, wo er hier war, ungemein groß geworden."

"Ich würde ihn auf der Stelle wieder kennen," antwortet der Voigt, "aber er ist seit jener Zeit nicht da gewesen."

Manette entfernt sich traurig und durchsucht die Umgegend. Dorf für Dorf und Flecken für Flecken, überall erkundigt sie sich nach mir, ohne Etwas über mich zu hören. Dennoch verliert sie den Muth nicht und mit jedem neuen Tage fängt sie ihr Liebeswerk von Neuem an.

Manettens Herz hat sie nicht belogen: ich bin wirklich da, wo sie mich sucht. In jener Nacht, als ich ziel- und planlos aus Paris fortließ, nur um Adolphinen zu entfliehen, hatte ich den ersten besten Weg eingeschlagen, der mich nach mehreren Stunden auf's offene Land führte. Noch geschwächt von der letzten Krankheit und durch die Anstrengungen des Marsches erschöpft, sinke ich fast bewusstlos unter einem Baume nieder. Ich ging mit allerhand mörderischen Gedanken um, aber das Andenken an die gute Mutter schreckte mich davon zurück und gab mir den Muth wieder, obgleich ich furchtbar mit mir zu kämpfen hatte, denn die Wunde war noch zu frisch. Es war mir, als hörte ich mitten durch das Schweigen der Nacht den Schall der Instrumente und den Jubel der Gäste vom Hotel des Grafen herüberschallen.

Ich befand mich in der Nähe von Bondy und wußte weder aus noch ein; Paris verabscheute ich

und schwor, es nie wieder zu betreten. Einige Male dachte ich an meine Heimath, aber erst wollte ich allein sein, um meinem Schmerze in Ruhe nachhängen zu können.

Unter steten Gedanken an Adolphine und die in ihrer Nähe verlebte glückliche Jugendzeit strichen mehrere trübe Tage dahin. Plötzlich wandelte mich eine unendliche Sehnsucht an, jene schönen Gegenden wieder zu sehen. Schnell entschloß ich mich hin zu pilgern, und bald darauf stand ich vor dem Schlosse, wo ich die seligsten Stunden meines Lebens verlebte. Ich wagte nicht einzutreten, aus Furcht, erkannt zu werden, aber eine ganze Nacht lang treib' ich mich in der Nähe des Schlosses herum und mit Tagesanbruch ersteige ich eine kleine Anhöhe, von wo aus man einen großen Theil des Parkes übersehen kann. Ich sah die Boskette wieder, wo wir zusammen gefessen, die Alleen, wo wir spazieren gegangen; ich suchte die seitdem entschwundene Zeit zu vergessen und nur in der Vergangenheit zu leben. Mit äußerster Mühe entriß ich mich diesem geliebten Platze, der mich in die schönste Zeit meiner Jugend zurückversetzte. Ich fühlte mich hier weniger unglücklich und unruhig. So faßte ich den Entschluß, mich in der Nähe dieses köstlichen Aufenthaltes, der meiner Seele so wohl that, bleibend niederzulassen. Ach, im zwanzigsten Jahre lechzt das Herz nach Liebe! Sogar den Schmerz heißt es willkommen, weil der Schmerz nichts Anderes ist als Liebe.

Nicht weit von der Anhöhe erhob sich, unter schat-

tigen Bäumen versteckt, eine kleine Hütte, auf die ich zuging, in der Absicht, mich Etwas auszuruhen. Die Hütte war von einer alten Bäuerin, ihrem Hunde und einigen Schafen bewohnt. Als ich die Alte fragte, ob nicht noch ein Wohnplätzchen für mich übrig sei, glaubte sie, ich scherze.

„Wie, Herr,“ sagte sie, „ein junger Mann, der an das Stadtleben gewöhnt und so vornehm ist wie Sie, der will in meiner ärmlichen Hütte mit einem alten Weibe wohnen?“

„Ich wünsche Nichts mehr als das.“

„Wenn es wirklich Ihr Ernst ist, Herr, so steht Ihnen das Kämmerchen oben, wo mein armer Sohn wohnte, zu Gebote. Es ist das einzige in der Hütte, und daher auch das schönste, Herr.“

Entzückt über das Anerbieten der Alten zog ich zwölf Louisd'or aus der Tasche — ich hatte ungefähr dreimal so viel von Paris mitgenommen — und schüttete die Thaler der Alten in den Schooß. Die gute Frau mochte nie so viel Geld beisammen gesehen haben, denn sie stieß einen lauten Schrei der Bewunderung aus.

„Das ist für mein Logis!“ sagte ich ihr.

„So viel, Herr?“ fragt sie. „Das langt ja für mein ganzes Leben. Sie können hier wohnen und essen, so lange und so viel Sie wollen. Ich theile mit Ihnen, was ich habe, Herr, das ist billig für eine solche Summe!“

Meine Einrichtung war bald gemacht. Noch denselben Tag ging ich in die benachbarte Stadt und

kaufte Alles, was ich zum Zeichnen und Malen brauchte. So richtete ich mich gemüthlich in der Hütte ein. Ihre Lage ließ mir Nichts zu wünschen übrig: sie war malerisch unter Bäumen versteckt und kaum fünfhundert Schritte von dem Gipfel der Anhöhe entfernt, von wo ich einen Ueberblick über den ganzen Park meiner Wohlthäterin genoß.

Hier verbrachte ich den größten Theil des Tages, oft in tiefes Nachdenken versunken über die entschwundenen glücklichen Zeiten, oft zeichnend und malend eine der schönen Parteen, die ich mit ihr durchlaufen hatte.

So verging die Zeit. Mein Schmerz war zu einer sanften, wohlthuenden Schwermuth geworden, aber meine Liebe zu ihr nie erstarben, denn der Anblick aller der Gegenden, welche sie hatten entstehen sehen, war nicht geeignet, sie aus meinem Herzen zu verbannen.

Eines Tages, als ich meiner Gewohnheit gemäß von meiner Lieblingsstätte zurückkehrte, erblickte ich auf einem Seitenwege ein junges Frauenzimmer, das langsam einherging und ihr Taschentuch vor's Auge hielt.

Nanette war's. Nach achttägigem vergeblichen Herumstreifen in dieser Umgegend wollte ihr schon der Muth entsinken. Unter tiefer Bekümmerniß über die Erfolglosigkeit ihrer Nachforschungen entschließt sie sich, nach Paris zurückzukehren.

Da hört sie mein Gehen. Sie erhebt schnell das Haupt, bleibt stehen, sieht mich an, schreit laut auf

und fliegt in meine Arme. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Ihr Haupt an meine Brust gelehnt, nennt sie mich ihren Andreas, ihren lieben Andreas, während ich mich immer nicht von meinem Staunen erholt habe.

Nanette in meinen Armen und das an diesem Orte, wo Alles an Adolphine erinnert! Wie ist das möglich? Ohne Zweifel muß sie meine Gefühle in meinen Augen gelesen haben, denn sie sagt schnell:

„Nicht wahr, Sie staunen, Herr Andreas? Ich sehe es Ihnen an. Weil er ohne uns leben kann, glaubt er, wir könnten ohne ihn leben; weil er uns nicht mehr liebt, glaubt er, wir lieben ihn nicht mehr!“

„Ich Dich nicht mehr lieben, Nanette?“

„Ja, ja, Herr Andreas. Oder verläßt man die, die man liebt, wie Sie uns verlassen haben? Läßt man seine Lieben in tödtlicher Angst und Besorgniß zurück? Läuft man so ohne Weiteres weg, unbekümmert um die Betrübniß derer, die uns lieben?“

„Ach, Nanette, ich fühle mein Unrecht gegen Dich und Deinen Vater; verzeihet mir.“

„Er fühlt sein Unrecht, es thut ihm leid; Gottlob! Ja, Andreas, wir verzeihen, wir vergessen Alles. Wie froh, wie glücklich bin ich, daß ich Dich wieder habe; mein Schmerz ist plötzlich zu Freude geworden!“

Ich drücke Nanetten an mein Herz, erfreut und betrübt zugleich über das Wiedersehen. Die Liebe macht uns wieder zu Kindern, die sich schämen, ihre Fehler zu bekennen.

„Aber was willst Du hier, Nanette?“

„Mein Gott, er fragt noch! Dich suchen.“

„Mich suchen? Wer sagte Dir, daß ich hier sei?“

„Mein Herz, Andreas. Wie betrübt sind wir gewesen um Dich, lieber Andreas.“

„O, verzeihet mir; auch ich habe viel, recht viel gelitten.“

„O, ich weiß es; ich dachte mir gleich die wahre Ursache Deines plötzlichen Verschwindens. Ja, Herr Andreas, wir wissen, daß die Liebe zu einer Andern Dich von uns, Deinen Verwandten und Freunden, Deiner Wohnung und Deinem Eigenthum forttrieb, wir wissen es. Ach, Andreas, daß Sie uns so verlassen konnten!“

„Nanette...“

„Es ist, wie ich sage. Sieh' nur weg, Andreas, das hilft Nichts. Aber nur Geduld, Freund, tröste Dich mit der Zeit; es heißt, die Männer vergessen ungleich leichter als die Weiber. Komm' mit mir zurück, Andreas; mein Vater erwartet Dich schmerzlich, und auch der arme Peter hat Tag und Nacht keine Ruhe: er läuft noch immer herum, Dich zu suchen. Komm' geschwind, Andreas; laß' uns sie trösten.“

„Nein, Nanette, nein! Ich habe geschworen, Paris nie wieder zu betreten.“

„Wie, Herr Andreas, Sie haben geschworen? O, man hält nicht immer, was man schwört; nur diesmal vergiß ihn, den Schwur, Andreas, nur diesmal. Kannst Du mir das abschlagen?“

„O, Nanette, ich bin hier so glücklich; nirgends kann ich so glücklich sein, selbst bei Euch nicht. Nein, ich will und muß hier bleiben.“

„Wie, in Einem fort den Park anzugaffen, wo Sie einst mit... Glauben Sie auf diese Weise geheilt zu werden, Herr Andreas?“

„Komm' mit mir, Nanette, auf die Anhöhe da; ich will Dir zeigen, wo ich die seligsten Stunden meines Lebens kostete.“

Ich nehme Nanetten bei der Hand: sie folgt mir, ohne ein Wort zu sagen. Oben angekommen, zeige ich ihr die Orte, die ich täglich mir ansehe.

„Sieh', auf der Bank da saß ich oft stundenlang neben ihr; die Zeit schien mir so kurz!“

„Ach und mir schien sie so lange, weil ich Dich nicht bei mir hatte. Warum trägst Du Dich mit solchen Gedanken? Ist sie nicht verheirathet?“

„Wer Nichts zu hoffen hat, Nanette, der zehrt von den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit.“

„Es hängt nur von Dir ab, Andreas, und Du kannst wieder so glücklich sein wie ehemals. Lieben denn die Männer nur einmal in ihrem Leben? Man sagt, daß es oft vorkomme.“

„Ach, Nanette, ich fürchte, ich kann nur einmal lieben.“

Nanette schweigt. Nach einer Pause steigen wir in das Thälchen hinab.

„Wo wohnst Du?“ frage ich sie.

„In der benachbarten Stadt.“

„Die ist noch eine ganze Meile von hier entfernt; ich will Dich hinbringen.“

„Und Du gehst mit mir nach Paris?“

„Nein, Nanette, ich kehre hierher zurück.“

„So brauchen wir nicht in die Stadt zu gehen; ich gehe nicht zurück.“

„Was willst Du denn? Hier bei mir bleiben?“

„Hier bei Dir bleiben.“

„Bedenke, Nanette! Und Dein Vater?“

„Ich schreibe ihm, wo ich bin; er verzeiht mir gewiß.“

„Aber das geht nicht, Nanette; Nichts hält Dich hier zurück.“

„Nichts? Ach, Andreas, ich habe vielleicht mehr Grund, hier zu bleiben, als Du.“

„Was willst Du hier thun?“

„Dir Gesellschaft leisten . . . und wenn Dich das langweilt, mich so weit entfernen, daß mein Anblick Dich nicht ärgert.“

„Noch einmal, Nanette, das hat keinen Sinn und Verstand.“

„Gleichviel, ich bleibe bei Dir; ich habe so gut meinen Willen wie Du den Deinigen.“

Diese Entschiedenheit Nanettens behagt mir nicht; ich mache noch mehrere vergebliche Versuche, ihr den Plan auszureden, dann kehre ich mit Einbruch der Nacht in die Hütte zurück, gefolgt von Nanetten.

Meine Wirthin sieht bald die neue Ankömmlingin, bald mich fragend an.

„Madame ist von Ihrer Bekanntschaft?“ fragt sie endlich laut.

„Ja, sie ist . . .“

„Ihre Frau, ich wette.“

„Nein, nein, gute Frau,“ antwortet Nanette seufzend, „ich bin nur seine Schwester.“

„Die Schwester des Herrn? Meiner Seel', ich glaube, Sie sehen ihm ähnlich.“

„Auch ich möchte bei Ihnen wohnen, gute Frau.“

„Aber, mein Gott, ist denn mein Hüttchen behext?“

„Da haben Sie Geld für . . .“

„Brauche keins: Ihr Bruder hat mir schon gezahlt; aber ich habe keinen Platz, Kinder. Die Kammer oben bewohnt Ihr Bruder und hier wohne ich: das ist Alles.“

„Ist Ihr Bett groß genug für Zwei?“

„Groß genug für fünf, meiner Seel'; wir Bauersleute haben Betten, daß eine ganze Familie darin schlafen kann.“

„Gut; wollt Ihr erlauben, liebe Frau, daß ich bei Euch schlafe?“

„Gern, Madame, wenn Sie vorlieb nehmen wollen.“

Nanette ist entzückt, ich aber ärgere mich. Ich wünsche ihnen gute Nacht und gehe in meine Kammer hinauf. Der Eigensinn Nanettens setzt mich in Staunen; ich hätte ihr das nie zugetraut. Wider meinen Willen bei mir bleiben wollen, ist das nicht im höchsten Grade seltsam? O, ich Undankbarer!

Ich versuche mich in den Schlaf zu lesen — ich habe unlängst in Fontainebleau einige Bücher gekauft — aber ich bin nicht bei meiner Lektüre; ich kann nicht

vergessen, daß Nanette bei mir ist. O, die Weiber, wenn die sich was in den Kopf gesetzt haben! . . . Dennoch ist Nanette so sanft, so gut, so jungfräulich . . . gleichviel, auch sie hat ihr Theil vom Weibe an sich.

Die Nacht vergeht mir fast schlaflos; doch habe ich weniger als sonst an Adolphine gedacht, weil Nanette mich in meinen Erinnerungen stört. Ich gehe in der festen Absicht hinunter, durch mein Benehmen zu zeigen, wie wenig ich Nanetten Dank weiß für ihre Gesellschaft.

Sie ist mit ihrer Toilette schon fertig; sie hat Nichts auf dem Kopfe, aber ihre Haare sind so hübsch und bei aller Einfachheit so geschmackvoll geordnet! Schüchtern blickt sie nieder, als ich eintrete, und wagt kaum einen „guten Morgen, Andreas“.

Ich, eben noch fest entschlossen, ihr nicht zu antworten, ich — küsse sie, gewiß nur aus Gewohnheit. Ich muß ihr also auf andere Weise meinen Aerger zeigen.

„Sie haben gewiß recht schlecht geschlafen,“ frage ich nach einer Pause.

„Im Gegentheil, auf's Beste.“

„Es fehlt hier am Nöthigsten.“

„Ich habe Sie; mehr brauche ich nicht.“

„Der Ort ist so abgelegen; keine Seele verirrt sich hierher.“

„Ich wünsche Niemand außer Sie.“

„Sie werden sich langweilen hier auf dem Lande.“

„Ich arbeite für die gute Frau.“

„Abends zeichne ich auf meiner Kammer; die Zeit wird Ihnen lang werden.“

„So wenig als gestern.“

Ich schweige, denn sie bleibt mir doch keine Antwort schuldig, nehme meine Zeichnung und gehe hinaus auf meinen Lieblingsplatz. Alles um mich her versetzt mich im Geiste in Adolphinens Nähe, aber gleich darauf muß ich wieder an Nanette denken und ich sehe mich nach ihr um... sie ist nicht da; wo mag sie sein? Ich habe nicht lange gezeichnet, so muß ich mich schon wieder nach ihr umsehen. Endlich erblicke ich sie, ungefähr zweihundert Schritte von mir sitzend und nähernd. Arme Schwester! sie sitzt hinter einem Gebüsch versteckt, damit ich sie nicht sehe! Aber was kümmert's mich: mag sie da näher, so lange sie will; sie kann lange warten, bis ich mit ihr rede; ich will sie züchtigen für ihren Eigensinn.

Während ich scheinbar fortzeichne, blicke ich jede Minute verstohlen auf das Gebüsch, hinter welchem sie sitzt; sie erhebt keinen Blick von ihrer Arbeit. Das Vergnügen lob' ich mir! Bei mir sein und nicht mit mir reden, nicht einmal mich ansehen! Doch ich glaube, ich habe ihr gestern Beides verboten; gewiß fürchtet sie, ungehorsam zu sein. Wie konnt' ich ihr das verbieten! Das ist hart; Nanette war immer so freundschaftlich, so ergeben gegen mich, und ihr Vater mein erster und größter Wohlthäter. Sie will mich trösten und ich behandle sie so hart! Hab' ich denn alles Gemüth verloren? Geschwind, ich will ihr winken, sich neben mich zu setzen; dann kann ich doch von

Adolphine mit ihr schwätzen... ihre Nähe soll die Erinnerung an Adolphine eher stärken als schwächen.

Ich kehre mich dahin um, wo Nanette sitzt, und winke ihr: sie blickt immer nieder; kein Wunder, daß sie mich nicht sieht. Ich huste leise und rufe sie bei Namen: auch das hilft Nichts. Was gilt's, ich muß noch aufstehen und zu ihr gehen?

Ich nähere mich ihr langsam; dicht vor ihr bleibe ich stehen. Sie arbeitet ruhig fort und sieht immer nieder, doch scheint es mir, als ob ihr Busen heftiger schlage.

„Nanette, haben Sie mich nicht gehört?“

„Haben Sie gerufen?“ fragt sie, ohne aufzusehen.

„Ja, ich habe gerufen.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Wenn Sie schlechterdings bei mir bleiben wollen, ist es lächerlich, daß wir eine halbe Meile von einander ab sitzen.“

„Ich fürchtete, meine Nähe sei Ihnen nicht angenehm.“

„Sonderbar! ich kann in Ihrer Nähe eben so gut zeichnen und die geliebten Plätze nach Muße betrachten.“

Nanette steht auf, nimmt ihre Arbeit und folgt mir bis an meinen Platz, aber immer, ohne mich anzusehen. Dann setzt sie sich vier Schritte von mir nieder und fängt wieder zu arbeiten an.

Ich thue das Nämliche. Vergebens warte ich, daß Nanette ein Gespräch anknüpft; sie rührt keine

Paul. de Kock. LXXXVII. 5

Kippe und steht eben so stumm wie früher auf ihre Arbeit nieder.

Dies Stillschweigen will mir, glaub' ich, nicht behagen. Aber vielleicht fürchtet sie, mich zu stören; so muß ich den Anfang machen.

„Warum so schweigsam, Nanette?“

„Ich glaubte, Sie wollten Ihren Gedanken nachhängen.“

„Aber können wir nicht zusammen schwätzen von dem, was mich in Gedanken beschäftigt?“

„Ich plaudere gerne mit Ihnen, was es auch sei.“

„Sie waren immer so liebevoll gegen mich und so theilnehmend!“

„Wen man gerne hat, mit dem theilt man Freude und Schmerz.“

„Die Weiber können uns besser trösten als unsere besten Freunde; bei Ihnen, Nanette, hab' ich mich stets weniger unglücklich gefühlt. O, wenn ich denke, wie Sie in meiner Krankheit mich gepflegt haben, dann habe ich mir viele, recht viele Vorwürfe zu machen.“

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe; ich finde Sie immer gleich gut.“

„Weil Sie zu nachsichtig sind. Ach, wenn Adolphine mich so gesehen hätte wie Sie! Aber sie liebte mich nicht; nur kurze Zeit dauerte die Täuschung... ach, damals, an diesem entzückend schönen Orte, bezeugte sie mir eine so wahre, so warme Neigung; aber sie war ein Kind damals und ich auch. Später, zum Mann erwachsen, hätte ich ein Gefühl ersticken sollen, das mich über kurz oder lang unglücklich machen mußte,

weil sie über kurz oder lang sich an einen Andern verheirathen mußte. Es ist vielleicht besser für mich, daß es so geschehen; ich fühle, ich sollte ihr Bild ganz aus meinem Herzen verbannen, aber ich kann es nicht: unwillkürlich muß ich an sie denken, die mir Tag und Nacht im Sinne liegt!... Was arbeiten Sie da mit solchem Fleiße, Nanette? Sie gönnen mir nicht einen Blick!"

"An einer Schürze für die gute Frau. Ich bat sie um eine Arbeit, weil ich keine bei mir habe."

"Und eilt es so?"

"Gewiß nicht."

"Man sollte es glauben, wenn man Sie nähen sieht. Aber warum dußen Sie mich nicht mehr, Nanette?"

"Ich mache es wie Sie."

"Man sollte glauben, wir wären uns böse... ich würde mir's nie verzeihen, wenn ich Dir böse wäre, Nanette."

"Ich werde Dir nie böse, Andreas, nie! das schwöre ich."

"Gottlob sind wir jetzt wieder auf dem alten Punkte; das ‚Sie‘ in Deinem Munde klang mir gar zu närrisch."

"Und mir ging es durch's Herz, Andreas."

"Haben wir uns nicht als Kinder gekannt? Gedenkst Du noch des Tages, als Dein Vater mich schlafend auf der Hausflur fand? Sprich! Du schriest vor Staunen, als Du mich sahst; weißt Du noch?"

"Ob ich's weiß! Und Du warst ganz beschämt und weintest um Deinen Bruder."

„Ja, und Du gabst mir gleich zu essen und zu trinken. Schon damals warst Du so gut und liebevoll gegen mich wie jetzt. Wie lustig wir waren!“

„Und weißt Du noch, wie wir zusammen tanzten?“

„Ja ja, die Savoyarde. Lieber, lieber Tanz, ich glaube, ich habe Dich ganz verlernt.“

„D, ich kann ihn noch ganz gut.“

„Du glaubst...“

Und schon will ich aufspringen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich die Savoyarde getanzt an dem nämlichen Platze, wo ich sechs lange Monate seufzte und schmachtete.

Aber es ist Zeit, in die Hütte zurückzukehren. Ich nehme meine Zeichnung, Nanette legt ihre Näharbeit zusammen, wir geben uns den Arm und so wandern wir der Hütte zu. Zum ersten Male, seit ich Paris verlassen habe, fühle ich Hunger und freue mich auf unser ländliches Mahl.

Nach dem Essen schlage ich der Schwester einen Spaziergang in der Umgegend vor. Sie willigt ein, und schon wieder sind wir Arm in Arm; diesmal gehen wir nicht auf die Anhöhe zu. Wirklich, dieß Land ist wunderschön, Nichts fehlt: Felsen, als wäre man hundert Meilen von Paris ab, herrliche Waldungen, liebliche Bäche, Alles ist da, was eine Landschaft malerisch macht... nur ein wenig öde und traurig; aber in Nanettens Nähe vergesse ich das.

Spät kehren wir in die Hütte zurück; gleich darauf wünsche ich Nanetten gute Nacht und gehe auf meine Kammer. Bei der Prüfung des entschmun-

denen Tages muß ich mir gestehen, daß er mir ungleich kürzer vorkam als gewöhnlich; auch lege ich mich nicht seufzend zur Ruhe nieder wie sonst. Mein Gott, sollte die Krankheit der Liebe wirklich heilbar sein? Sollte die Liebe zugleich mit der Hoffnung auf Verwirklichung derselben ersticken oder doch abnehmen? Nein, nein! ich liebe Adolphine noch immer. Warum bin ich denn nicht mehr so traurig wie früher? Gleichviel! ich habe keinen Grund, über die Rückkehr zur Vernunft mich zu beklagen; schlafen wir, das ist besser als alles Grübeln.

Ich lege mich auf mein Kissen nieder, da ist mir, als drücke Nanette mir sanft die Augen zu, und im Traum gaukelt ihr liebes Bild unaufhörlich um mich.

Den andern Morgen gehen wir wieder auf die Anhöhe wie den Tag zuvor; ich nehme meine Zeichnung mit und Nanette ihre Näharbeit. Diesmal setze ich mich ihr gegenüber, damit sie mich ansehen muß, so oft sie den Blick erhebt.

Wir plaudern viel; Nanette scheint heiterer, sie lächelt, wenn sie mich anblickt, und wie süß! Wenn ich eine Zeitlang gezeichnet habe, zeige ich ihr meine Arbeit; dabei muß ich ihr näher kommen. Mitunter vergeße ich, an meinen Platz zurückzukehren; ihre Nähe ist mir so wohlthuend. Dieser Tag vergeht noch schneller als der letzte, und doch haben wir, so viel ich weiß, kein Wort von Adolphinen gesprochen.

Drei weitere Tage vergehen auf dieselbe Weise. Es ist mir sonderbar zu Muthe; es scheint, als erweitere sich mein Herz, als fühle es neue Lust zum

Leben in sich. Ich kann keinen Augenblick ohne Nanetten sein; es fehlt mir Etwas, wenn sie nicht bei mir ist. Zwar gehen wir noch täglich auf die Anhöhe, aber es scheint mir täglich unnöthiger, weil ich die ganze Umgegend nachgerade im Kopfe habe und auswendig weiß wie ein Buch: immer dieselben Pfade, dieselben Boscette, dieselben Ansichten, die ich schon hundertmal gezeichnet habe; doch wage ich nicht, Nanetten einen andern Spaziergang vorzuschlagen. Gott weiß, welches Schamgefühl mich davon abhält!

Am sechsten Tage sitzen wir abermals einander gegenüber. Ich habe die Zeichenmappe auf dem Schooße und suche nach einer neuen Ansicht. Unwillkürlich fallen meine Augen auf meine Gefährtin: nie schien sie mir so hübsch... ja, ja, Nanette ist in der That reizend: welche Anmuth in Blick und Wesen, welche Frische, welches süßes Lächeln! Eben jetzt sitzt sie mit dem Rücken gegen einen Baum und lehnt ihr Köpfchen über die Arbeit. Welcher Einfall: ich suche nach einer neuen Ansicht, aber kann die Natur mir einen schöneren darbieten als — Nanette?

Ich nehme die Kreide und fange an, Nanetten zu zeichnen. Die Aehnlichkeit soll Nichts zu wünschen übrig lassen.

„Sieh mich doch an, Nanette!“ sag' ich zu ihr, als sie ewig das Köpfchen gesenkt hält; Nanette gehorcht auf der Stelle. O, wie viel Mühe gebe ich mir.

„Warum soll ich Deine Zeichnung nicht sehen?“ fragt sie nach einiger Zeit.

„Weil ich noch nicht fertig bin; morgen darfst Du sie sehen.“

Den folgenden Tag bin ich mit Nanettens Porträt fertig. Ich muß gestehen, es ist mir trefflich gelungen: Nanette leibt und lebt auf dem Bilde. Sobald ich den letzten Strich gethan, schleiche ich mich an ihre Seite und schiebe ihr das Bild auf den Schooß.

„Wie findest Du es?“ frage ich sie lächelnd.

Sie schreit laut auf, dann sieht sie mich an, und wie! Nie hat sie mich so angesehen.

„Bist Du zufrieden?“ frage ich. Aber sie ist keiner Antwort fähig — sie weint, welche Kinderei! und ich, ich — weine mit ihr.

Wir gehen in die Hütte zurück. Nach dem Essen gehen wir nochmals aus, sprechen zwar wenig, sehen uns aber öfter an. Beim Zubettegehen sage ich ihr gute Nacht und küße sie. Sonderbar! ich habe sie hundertmal umarmt und geküßt, und doch ist mir, als wäre dieß ihr erster Kuß.

Den folgenden Tag erachte ich es für ziemlich unnöthig, unsern alten Weg auf die Anhöhe einzuschlagen.

„Dein Vater wird besorgt sein über Dein Ausbleiben,“ sage ich zu Nanetten.

„Nicht doch, er weiß Bescheid: ich habe ihm geschrieben.“

„Er wird sich nach Dir sehnen, Nanette: Ihr seid nie so lange getrennt gewesen. Du mußt nach Paris zurückkehren.“

„Du weißt, ich kehre nicht ohne Dich zurück.“

„So gehen wir zusammen.“
 Nanette springt hoch auf vor Freude. Unsere Vorkehrungen sind bald getroffen und wir räumen die liebe Hütte: Nanette nach achttägigem, ich nach sechsmonatlichem Aufenthalt, und doch wollte ich mein Leben dort beschließen. Aber so geht's, wenn man im zwanzigsten Jahre schwört!

Fünftes Kapitel.

Die Folgen von Peters Haushaltung.

Wir fahren mit dem Eilwagen von Fontainebleau nach Paris. Unterwegs spreche ich wenig, denn der Gedanke, daß Nanette nur acht Tage brauchte, um mich von meinem Entschluß abzubringen, quält mich etwas. So oft ich sie aber ansehe, was jetzt ungleich häufiger geschieht als ehemals, fühle ich in tieffter Seele, daß ich um keinen Preis wieder in meine Einsamkeit zurück möchte.

Wir steigen aus. Nichts Natürlicheres, als daß ich Nanetten zu ihrem Vater begleite. Als der gute Vater Bernhard uns erblickt, weiß er sich kaum zu fassen und stürzt uns in die Arme.

„Hatte ich nicht recht,“ sagt Nanette, „daß ich ihn finden und zurückbringen würde?“

„Meiner Seel', Du hattest recht, Mädchen. Aber jetzt wird er uns nicht wieder davon laufen, hoffe ich.“

„Gewiß nicht, Vater Bernhard; ich gelobe es fest und theuer.“

„Wüßtest Du, Kind, welche Sorge und Angst Du uns machtest.“

„Verzeihung, Vater, Verzeihung! Von heute an sollen Sie mich täglich sehen; jeden freien Augenblick will ich bei ihnen sein. Aber ich will tüchtig arbeiten; ich will und muß es zu was bringen in meiner Kunst.“

„Recht so, mein Freund; Du hast zwar Geld, aber wer weiß, was uns die Zukunft bringt. Wir müssen daher auf Alles gefaßt sein.“

„Und wo ist Peter, mein Bruder? Wie sehne ich mich, ihn zu sehen und zu umarmen!“

„Donner und Doria, der arme Junge gibt sich verteuflert viel Mühe um Dich; er läuft Tag und Nacht nach Dir herum; er ist nie zu Hause.“

„Und er hat Euch nicht besucht?“

„Nie! Seit undenklicher Zeit nicht.“

Eine dunkle Ahnung sagte mir, daß Peter seine Zeit zu was Anderem brauche, als mich zu suchen. Bis spät Abends bleibe ich bei meinen alten Freunden; nie, nie habe ich mich so wohl bei ihnen gefühlt. Die Trennung von Nanetten fällt mir außerordentlich schwer und wir scheiden unter dem Versprechen, uns den folgenden Tag wieder zu sehen.

Auf dem Heimwege wandelt mich nicht mehr wie früher die Lust an, vor dem Hotel vorbeizugehen, vielmehr nehme ich mir fest vor, die Straße, in der das Hotel liegt, sorgfältig zu meiden, so wie auch

den Namen irgend eines Gliedes der gräflichen Familie nie vor meinen Freunden zu nennen.

Mit dem Schlage zehn Uhr klopfe ich an meine alte Wohnung an. Madame Koch fährt zusammen, als sie mich erblickt. Mit Hülfe seiner antiken Stellung und einiger Geschenke, die ihn wenig kosteten, weil sie aus meinem Beutel kamen, hatte Rossignol Madame Koch ganz für sich gewonnen. Außerdem mochte sie denken, daß mit meiner Rückkehr das alte Hausregiment wieder anfangen werde.

„Ist mein Bruder zu Hause?“ frage ich.

„Nein, Herr, er ist mit seinem vertrauten Freunde ausgezogen, um Sie zu suchen.“

„Wer ist der vertraute Freund? Wie sieht er aus?“

„Ein schöner junger Mann, äußerst liebenswürdig und lustig. Er bewohnt jetzt Ihr Zimmer.“

„Was Teufel! mein Zimmer? Ich wünsche, daß Ihr schöner junger Mann sich sofort ein anderes Logis suche.“

„Das ist Ihre Sache, Herr; Sie brauchen meinen Rath nicht.“

„Gewiß nicht, Madame Koch. Wann kommen die Herren gewöhnlich heim?“

„Sie haben keine bestimmte Stunde, Herr: bald früher, bald später, bald gar nicht.“

„So, so! Also mein Bruder sucht mich auch während der Nacht; er glaubt am Ende, ich schlafe auf der Straße. Ist Niemand oben?“

„Ja, Herr, der Jockey.“

„Jockey! Hält mein Bruder einen Jockey?“

„Ja, Herr, einen kleinen Burschen, der oft einen solchen Höllenlärm im Hause macht, daß ich mich darüber beschweren muß. Die Herren wollen ihm den Brodkorb höher hängen, sagen sie.“

„Getrost, Madame Roch, ich verspreche Ihnen, der Lärm soll die längste Zeit gedauert haben.“

Ich lasse mir Licht geben und steige die Treppe hinauf. Wer in aller Welt mag der vertraute Freund Peters sein, den er in mein Zimmer einquartirt hat? Doch nicht Rossignol? Unmöglich! Wie kann Peter meine Warnungen so gänzlich in den Wind geschlagen haben!

Die Thüre meiner Wohnung steht sperrweit offen. So hat Madame Roch doch recht gehabt, daß ich leicht hineinkommen könne; man sollte glauben, mein Haus sei ein Wirthshaus.

Ich trete ein. Gott im Himmel, welche Wirthschaft, welche Unordnung überall! Auf den ersten Blick sehe ich, daß der Staub handhoch auf den Möbeln liegt: hier kann seit sechs Monaten nicht gefegt, gekehrt und gelüftet sein; alle Möbeln sind von der Stelle gerückt. Im Eßsaal erblicke ich auf einem Leuchterstuhl Trümmer eines Frühstückes; ich glaube, man hat offene Tafel hier gehalten. Alle Sessel sind mit Fettflecken beschmutzt, der Spiegel im Wohnzimmer zerschlagen, die Sitzuhren auf dem Kamin sind verschwunden. Peter, Peter, was bedeutet das?

Ich gehe in Peters Kammer: das Bett ist noch nicht gemacht; wohin ich den Fuß setze, trete ich auf Etwas. In meiner Kammer sieht es noch trostloser

aus. Ich öffne die Commoden: Alles leer; ich öffne den Wandschrank: Alles leer; auch die Wandgemälde sind verschwunden. Wenn das noch eine Weile so fortgegangen wäre, hätte ich keine Stühle mehr angetroffen.

Aber wo steckt denn der Jockey dieser sauberen Herrn? Ich sehe und höre Nichts von ihm. Nachdem ich Alles durchsucht, finde ich endlich unter dem Kinnstein in der Küche neben sieben bis acht Confekttöpfen einen kleinen Buben, der wie ein Siebenschläfer schnarcht; gewiß ist das der Jockey. Als ich ihn genau betrachte, erkenne ich in ihm denselben Knaben, der mir einige Male die Stiefel gepußt hat. Schlafe fort, Du bist der wenigst Schuldige von ihnen; Peter und sein vertrauter Freund haben mehr gethan als bloß die Confekttöpfe ausgeschleckt.

Ich gehe in Peters Kammer, um auf ihn zu warten. An Schlaf ist bei mir nicht zu denken; die Wirthschaft in meinen Zimmern hat mich allzusehr erzürnt. Gute Mutter, wenn Du das sähest, Du würdest vielleicht eher mir zürnen als ihm. Statt ein wachsames Auge auf ihn zu haben, wie sie mir dringend anempfahl, habe ich ihn sich selbst überlassen! Bin ich nicht eben so schuldig wie er?

Meine Uhr weist Zwei und noch ist Peter nicht zurück. Wo mag er sein? O daß ich's wüßte, ich würde ihn den Clenden entreißen, die seine Gutherzigkeit auf so schnöde Weise mißbrauchen und ihn ausbeuten und zu ihres Gleichen machen möchten.

Endlich wird laut an die Hausthüre gepocht. Ge-

wiß sind sie es; ja, ich höre sie auf der Treppe: der Eine singt, der Andere zankt. In dem Sänger erkenne ich alsbald den Windbeutel von Rossignol. Ich darf mich auf das Schlimmste gefaßt halten.

Ich verstecke mich, um sie einen Augenblick nach Mause betrachten zu können. Die Thüre habe ich halb offen gelassen, damit sie ihren Jockey nicht wecken. Sie treten ein; großer Gott, in welchem Zustande! Beide sind total duhn, ihre Kleider von oben bis unten zerrissen, Halstuch und Cravatte fehlen, Peter hat ein faustdick geschwollenes Auge und Rossignol die Spuren mehrerer Stockschläge im Gesicht.

Peter ist so duhn, daß er kaum auf den Beinen stehen kann; er wirft sich auf den ersten besten Stuhl, die Hände vor's Auge haltend. Rossignol flucht und tobt nach seinem Jockey und singt dabei.

„Sakrista! wo ist der kleine Schelm?“ ruft er; „die Thüren stehen sperrweit auf, als wären wir im Wirthshaus. Fort mit Dir, Schelm, wir können Dich nicht mehr brauchen! Sollte der Schelm noch in der Küche bei den Töpfen herumschlecken? Holla, Fronta, Lafleur, Colive, eine Bettflasche, oder ich stecke das Haus in Brand!“

Bei diesen Worten ergreift Herr Rossignol einen Besen und schlägt mit aller Macht auf den Frühstückstisch. Länger halte ich mich nicht; schnell trete ich aus der Ecke hervor.

„Wer da?“ ruft Rossignol, der mich nicht erkennt. „Wer wagt es, bei Nacht in's Haus zu kommen? Der Teufel hole unsere Madame Koch! Freund, was

willst Du? Wer bist Du? Sprich', daß wir uns kennen lernen."

"Sprich', wer bist Du!" wiederholt Peter, das linke Auge fortwährend zuhaltend und das rechte sperrweit aufreißend.

"Wer ich bin, Unglücklicher? Hätte der Rausch Dich nicht zum Vieh gemacht, Du würdest mich längst erkannt haben."

Peter erkennt mich an der Stimme; er erhebt sich halb vom Stuhle, starrt mich an und fällt dann in den Sessel zurück.

"Andreas, Du!" ruft er und läßt das Haupt auf die Brust sinken; er scheint plötzlich zum Bewußtsein erwacht. Rossignol aber, der sich mit dem Besen in der Hand etwas zurückziehen will, geräth in der Hitze gegen den Tisch und fällt mit ihm um.

"Andreas?" ruft er; "unmöglich! Er wollte ja nie wiederkommen."

"Und doch ist er wiedergekommen," donnere ich ihm zu, "um Sie zum Tempel hinauszujagen."

"Nur nicht so böse, Herr Andreas! Ich meine es gut mit Peter; ich bringe ihm einige Lebensart bei."

"Fort, Elender, der Sie meinen Bruder eben so verderbt machen möchten wie Sie sind, fort, oder ich stehe nicht für mich ein."

"Nichts für ungut, Herr Andreas; verständigen wir uns! Der Korporal hat ihm das Auge gebläut, weil er mit seinem Schaze walzen wollte; aber schon morgen sollen sie wieder gute Freunde sein..."

Ehe Rossignol ausgesprochen hat, reißt ich ihm

den Besen aus der Hand und prügle ihn damit zum Zimmer hinaus. Wie der Blitz fliegt das schöne Modell die Treppe hinab, klopft an die Loge der Thürhüterin und will schlechterdings bei ihr über Nacht bleiben. So weit geht die Gefälligkeit der Madame Koch aber nicht und Rossignol muß unverrichteter Dinge abziehen.

„Gute Nacht, liebe Madame Koch,“ ruft er ihr zu, „’s ist zu spät für heute; ein ander Mal will ich Ihnen den Achilles vormachen.“

Peter sitzt noch immer wie leblos im Sessel; er wagt nicht aufzustehen, noch sich von der Stelle zu rühren. Der Arme dauert mich; sein Auge muß ihn gewaltig schmerzen. Vor der Hand will ich ihn trösten und ihm später die verdienten Vorwürfe machen.

Ich suche nach frischem Wasser. Alle Gläser riechen nach Liqueur; ich wasche ein Glas unten am Brunnen rein und suche dann eine Serviette, um Peter zu verbinden, kann aber keine finden; so muß denn mein Taschentuch herhalten. Ich nehme Peters Kopf in die Hände und wasche seine Wunde; er läßt Alles mit sich machen. Dann bricht er in Thränen aus und wirft sich mir zu Füßen.

„Steh’ auf, Peter,“ sage ich unwillig; „schäme Dich. Wer fällt vor seines Gleichen nieder? Geschweige denn ein Bruder vor dem andern.“

„Ach, Andreas, wie leid thut mir ...“

„Still, wir reden morgen davon; es ist drei Uhr und wie mir scheint Zeit, in’s Bett zu gehen, obgleich Du gelernt hast, die Nacht zum Tage zu machen. Geh’ und schlaf: Du hast Schlaf nöthig.“

Er gehorcht und geht in seine Kammer, während ich genöthigt bin, in einem Sessel zu übernachten, denn es eckelt mir vor dem Bette, in welchem Herr Rossignol geschlafen. Troßdem schlafe ich friedlich; mein Gewissen ist rein und Nanette hat die Seufzer, die Adolphinens Andenken mir entlockte, zum Schweigen gebracht.

Am folgenden Morgen ist es meine erste Sorge, den Jockey zu verabschieden und eine gewandte Haushälterin anzunehmen, die in das furchtbare Chaos einige Ordnung bringt. Ich öffne meinen Sekretär: Alles ist leer, und doch enthielt er zweitausend Franken, als ich fortging. Auch das Silberzeug ist gänzlich verschwunden, so wie drei große Gemälde von Herrn Dermilly's Hand, die ich als Andenken an ihn sorgfältig aufheben wollte. Peter schläft noch; ich will wissen, wie es mit mir steht, ehe er aufwacht. So gehe ich denn zu meinem Notar, mich nach dem Stand meines Vermögens zu erkundigen und nach dem Gebrauch, den Peter von dem Handschein gemacht hat, worin ich ihn mit der Verwaltung meines Eigenthums beauftragte.

„Ihr Bruder hat vierzehntausend Franken verbraucht seit Ihrer Abreise,“ sagt mir der Notar. „Er holte fast täglich Geld; ihn begleitete ein Erzspießbube, den ich gerne mit Stoßschlägen fortgeschickt hätte. Als ich ihm Vorstellungen machte, zeigte er mir den von Ihnen ausgestellten Handschein; gegen meine Bemerkung, daß er das Capital angreife und dadurch die Jahreszinsen verringere, bemerkte sein

Gefährte, daß sie nothwendig Geld brauchten zu höchst einträglichem Spekulationen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Vermögen vervierfachen würden. Hätten sie kein Geld, so seien sie genöthigt, alles Mobiliar zu verkaufen.“

So hat denn Peter in Zeit von sechs Monaten und einigen Tagen nicht weniger als sechszehntausend Franken verpußt, ungerechnet den Ertrag des Silberzeuges, der Pendel- und anderen Uhren, meiner Garderobe u. s. w. Noch kurze Zeit und das gesammte von Herrn Dermilly ererbte Gut wäre an Spitzbuben und liederliche Weibsbilder vergeudet worden.

Kurz vor meiner Rückkehr ist Peter aufgestanden. Er sieht gewaltig angegriffen aus; seine früher so blühende Gesichtsfarbe ist weiß und blaß, sein Gang erinnert ganz an den seiner Zech- und Schlemmbrüder, sein Auge ist noch dick angeschwollen und spielt in alle Farben.

Er wagt es nicht, den Mund aufzuthun. Ohne ein Wort zu sagen, nehme ich ihn beim Arm und führe ihn vor den einzigen Spiegel, welcher den räuberischen Händen Rossignols entgangen ist.

„Betrachte Dich einmal, Peter; sieh', wie verändert Du bist. Dieß schwelgerische Leben seit meiner Entfernung hat nicht bloß mein Vermögen, sondern auch Deine Gesundheit vielleicht auf immer zu Grunde gerichtet; die letzten sechs Monate haben Dich um zehn Jahre älter gemacht. Und weißt Du, wie viel Du in derselben Zeit durchgebracht hast? Sechszehn-

tausend Franken, sage sechszehntausend Franken! Noch unlängst hättest Du mit dem Viertel dieser Summe Dich etabliren können. Wo sind die Sezuhren geblieben?"

„Rossignol behauptete, sie seien von schlechtem Geschmack; deshalb wolle er sie gegen bessere umtauschen.“

„So war das Silberzeug auch von schlechtem Geschmack?"

„Er sagt, er habe es einer Dame geliehen, die damit nach Amerika durchgegangen ist.“

„Und meine Wäsche? meine Kleider?"

„Sie seien nicht modisch genug.“

„Und die drei Gemälde meines Wohlthäters?"

„Die gehörten ihm, sagte er, weil er darauf abgemalt sei; er wolle sie seiner Familie schenken.“

„Peter, wie konntest Du mit einem solchen Nichtswürdigen umgehen? mit einem Menschen, den Du als Dieb kanntest? Und nicht zufrieden damit, quartierst Du ihn bei Dir ein und gibst Dich blindlings in seine Hände, nimmst seine Unsitten, seine Laster, seine verderbten Gewohnheiten an und treibst Dich mit ihm und seinen Helfershelfern in gemeinen Schenken und Kneipen herum, statt die Freunde zu besuchen, die es wahrhaft gut mit Dir meinen und denen ich Dich so dringend empfohlen habe. Kein Wunder, daß auf solche Tage solche Nächte folgen und daß Du Dein Werk mit Prügelei beschließt, die Dich beinahe um Dein Auge gebracht hätte! Peter, Peter, was soll ich davon denken und sagen? Bist Du deshalb

nach Paris gekommen? Ist das der Dank für die Lehren unsers guten Vaters?"

Peter ist wie vernichtet. Ohne ein Wort zu erwiedern, schleicht er sich fort. Was fange ich mit ihm an? Hat dieß Leben den guten Kern in ihm vollständig ertödtet, oder ist es noch Zeit zur Umkehr für ihn? Lasse ich ihn hier, oder schicke ich ihn nach Savoyen zurück? Was wird die gute Mutter sagen, wenn er, der gesund an Leib und Seele ausgezogen, an Leib und Seele krank oder gar verderbt zurückkehrt?

Ich bin noch unschlüssig, doch scheint mir das Beste, ihm eine recht derbe Lektion zu geben und ihn so schnell als möglich in eine andere, minder behagliche Lage zu versetzen.

Während ich so nachdenke, öffnet sich plötzlich die Thüre. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich Peter, von Kopf bis zu Fuß verändert, vor mir sehe: er hat wieder seine ärmliche Savoyardentracht an und das Kratzeisen auf dem Buckel.

„Andreas,“ sagt er mit bewegter Stimme, „seit Du mich in die schönen Kleider stecktest, habe ich nichts als Dummheiten begangen. Wer weiß, wohin ich komme, wenn dieß träge, schwelgerische Leben fort-dauert. Ich will zu meinem Handwerk zurück; ich habe mich ehrlich und redlich dabei genährt und mich wohler gefühlt als jetzt. Laß' mich erst wieder den Kamin fegen, und Du sollst keine Ursache mehr haben, Dich Deines Bruders zu schämen.“

Gerührt fallen wir uns in die Arme und weinen uns aus. Schon will ich ihn einladen, bei mir zu

bleiben; doch nein, ich fühle, daß Peter nirgends schneller und gründlicher gesunden kann als in Gesellschaft der Leute, die im Schweiß ihres Antlitzes ihr Brod auf redliche Weise verdienen. Nach sechsmonatlichem Umgang mit einem Rossignol wird das mühsame Handwerk, das er gelernt hat, ihm unendlich wohl thun.

„Peter,“ sage ich nach einer Pause zu ihm, „dieser Dein Entschluß beweist mir, Gottlob, daß Dein Herz nicht gelitten hat, sondern nur Dein Kopf. Nimm Dein Handwerk von Neuem auf, ich habe nichts dagegen, und mache nur, daß ich Dich einst unserer guten Mutter als würdiger Sohn vorstellen darf.“

Peter umarmt mich nochmals und entfernt sich mit dem Eisen auf dem Rücken. Beim Hinausgehen singt er dasselbe Liedchen, das er an jenem Tage sang, als wir in dem dunkeln Gange des Hauses gegenüber dem gräßlichen Hotel so unerwartet zusammentrafen.

Setzt geschwind zu Nanette; bei ihr verschmerze ich am leichtesten meine Verluste.

Sie erwartet mich mit Ungeduld, ja mit Unruhe, denn sie fürchtet, ich habe dem Verlangen nicht widerstehen können, das altgewohnte Haus mir anzusehen, vielleicht gar mit Adolphine zusammenzukommen. Sie läßt es gar nicht laut werden, aber ich lese es in ihren Augen, deren Sprache ich jetzt ungleich besser verstehe als je zuvor. Aber nein, gute Nanette, Du hast jetzt nichts mehr zu fürchten; ich habe nur Einen Gedanken: Dich glücklich zu machen,

Dir zu lohnen für die reine, uneigennützigte Liebe, die ich trotz unzähliger Beweise so spät erst schätzen gelernt habe. Ich sage ihr das nicht, aber sie muß so gut in meinen Augen lesen können wie ich in den andern, denn ein einziger Blick von mir tröstet und beruhigt sie.

Ich erzähle meinen Freunden, wie Peter in meiner Abwesenheit gehaust hat. Sie wollen es kaum glauben, eine so gute Meinung haben sie von Peters Herzen; allein das Ende söhnt sie wieder mit ihm aus.

„Du hast recht gehandelt, Andreas,“ sagt Bernhard; „laß ihn nur bei seinem Handwerk, das ihn redlich nähren kann; er wird von dem ausschweifenden Leben zurückkommen.“

„Armer Peter!“ ruft Nanette. „Aber warum schickst Du ihn nicht nach Savoyen zurück?“

„In Kurzem hoffe ich mit ihm zurückzukehren,“ antworte ich, Nanette ansehend, die purpurroth wird.

„So willst Du schon wieder fort, Andreas?“

„Ja, um nie wieder nach Paris zu kommen.“

Nanette seufzt. Ich sage nicht mehr, aber ich habe schon meine Pläne gemacht. Ehe wir in die Heimath zurückkehren, will ich mich in meiner Kunst hervorgethan und Peter von den lasterhaften Vergnügen, die er sich in Rossignols Gesellschaft angeeignet, so viel bei mir sieht, gebessert haben: dann reisen wir ab, Peter und ich, doch nicht allein, sondern in Gesellschaft einer lieben Gefährtin, die meinen Lebensweg mir verschönern soll. Mit dem

Vermögen, das mir noch übrig bleibt, kann ich ein hübsches Gut kaufen, die ländliche Einsamkeit mit allen Reizen ausstatten, mich meiner Liebe zur Kunst nach Muße hingeben und das eheliche Glück in vollem Maße kosten. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich unter der Lebensgefährtin keine andere als Nanette meine.

Von dem Allem weiß sie Nichts; nicht einmal meine Liebe habe ich ihr förmlich gestanden und eben so wenig sie mir die Gefühle ihres Herzens. Aber braucht man sich das zu sagen? Wir verstehen uns ohne das. Obgleich ich angestrengt arbeite, sehe ich Nanette täglich: jeden freien Augenblick bringe ich bei ihr zu.

Oft sind wir allein, oft sitzen wir stundenlang bei einander. Während sie arbeitet, kann ich mich nicht satt sehen an der Anmuth, die über ihre ganze Erscheinung und ihr ganzes Wesen ausgegossen ist. Ich wundere mich nur, daß ich solche Reize so lange habe übersehen können. Aber daran war nur meine Liebe zu einer Andern Schuld, eine Liebe, die mich unglücklich machte, während es Nanette aufbehalten bleibt, mich durch die Liebe zu beglücken.

Je länger, je glücklicher scheint Nanette. Ihre Unruhe weicht immer mehr; denn mein Blick wird mit jedem Tage sorgenfreier, heller. Nie entschlüpft mir ein Wort über die Bewohner des Hotels, nie gehe ich an dem Hause vorüber, und in Paris kann es eine Ewigkeit dauern, bis man sich zufällig auf der Straße begegnet. Nichts freut Nanetten mehr,

als daß sie mich täglich sieht. Auch Peter ist wieder ganz der Alte geworden: mit seinem Schabeisen hat er die alte Lust zur Arbeit und die alte Heiterkeit wieder bekommen. Unterdeß mache ich tüchtige Fortschritte in meiner Kunst und nähere mich mit jedem Tage mehr und mehr dem Ziele meiner Wünsche.

Es sind jetzt zehn Monate seit meiner Rückkehr nach Paris mit Nanette vergangen. Wie schnell ist mir die Zeit enteilt! Noch zwei Monate und ich darf hoffentlich an die Heimreise denken. Aber das Schicksal hat es anders beschlossen!

Eines Tages will ich zu Bernhard, als ich plötzlich von einer jungen Frau angehalten werde, die mich hocherfreut bei Namen ruft; ich sehe auf und erkenne — Lucilie. Mit einem Male fühle ich mich in eine ganze Welt achtjähriger Erinnerungen, die dem Entschlafen nahe waren, zurückversetzt. Schon will ich fortaulen, doch sie hält mich fest.

„Wie freut es mich, daß ich Sie treffe, Herr Andreas!“ ruft sie; „ich habe Sie so lange nicht gesehen. Aber wie stark Sie geworden sind, und wie finden Sie mich? verändert?“

„Noch immer die Alte.“

„Danke Ihnen für das Compliment; aber ich weiß, ich bin etwas magerer geworden: aus Mitgefühl für Andere. Ich habe ein so empfänglich Herz und das greift die Gesundheit an.“

„Adieu, Lucilie, ich freue mich gleichfalls, Sie gesehen zu haben... ich muß weiter, ich kann mich nicht länger aufhalten.“

„Mein Gott, so eilig! Eben spricht man sich wieder nach so langer Zeit und gleich laufen Sie davon; ich habe Ihnen so viel zu erzählen.“

„Ich darf nicht hören, Lucilie: gewisse Personen will ich vergessen. Empfehlen Sie mich der Frau Gräfin bestens: das ist Alles, um was ich bitte.“

„Mein Gott, wer scheidet so von einander? Ich hoffe, Herr Andreas, Sie sind jetzt von Ihrer Liebe geheilt, daher schweige ich davon... es war eine Schulliebelei, wie Jeder sie gehabt hat; so was vergeht mit der Zeit. Ich z. B. war schon in meinem zwölften Jahre bis über die Ohren verliebt in meinen Cousin, den ich mein Männchen nannte, und ich glaubte, die Liebe würde ewig dauern; aber was ist das Ende vom Lied? Ich finde das Männchen jetzt ganz abscheulich.“

„Adieu, Lucilie! man wartet auf mich.“

„Also nicht ein Viertelstündchen wollen Sie mir schenken... einer alten Freundin, die Sie noch eben so gern hat wie früher? Wer weiß, wenn wir uns wieder treffen! Wohne ich doch über eine Meile von Ihnen.“

„Wie, Lucilie, Sie sind nicht mehr bei der Frau Gräfin?“

„Gewiß bin ich's noch.“

„Wohnt sie denn nicht mehr in ihrem Hotel?“

„In ihrem Hotel? So wissen Sie nicht...“

„Ich weiß von Nichts, Lucilie; Sie erschrecken mich. Reden Sie!“

„Mein Gott, Sie wissen nicht, wie es uns ergangen?“

„Auf Ehre, ich weiß keine Sylbe. Geschwind, erzählen Sie!“

„Wo soll ich anfangen und wo aufhören? Ein Schlag nach dem andern hat uns getroffen. Aber so geht's, wenn die Mütter vergessen, daß sie jung gewesen sind und ihren Töchtern Männer geben, die sie nicht mögen.“

„Reden Sie, Lucilie, reden Sie!“

„Die Heirath Fräulein Adolphinens mit ihrem Cousin wissen Sie. O, wie viele Thränen hat die arme Kleine geweint, ganz im Stillen, denn sie wollte ihre Mutter nicht betrüben. Adolphine liebte Sie, das weiß ich, aber sie ließ es sich nicht merken: die jungen Fräulein behalten so was immer für sich; auch hat die Frau Gräfin ihr oft vorge-
schwätzt, daß Sie niemals ihr Gemahl werden könnten: so gab sie denn nach. O, wie viel besser hätte man gethan, sie Ihnen zur Frau zu geben; Sie hätten sie gewiß glücklich gemacht.“

„Weiter, Lucilie, weiter!“

„Also: ungefähr acht Tage nach der Hochzeit seiner Tochter stirbt der Herr Graf an Unverdaulichkeit: daran lag nicht viel; aber wäre er eher gestorben, so hätte vielleicht die Hochzeit gar nicht stattgefunden, denn er namentlich wollte sie. Eine Zeit lang hielt es der Marquis bei seiner jungen Frau ruhig aus, aber schon kaum nach Verlauf von zwei Monaten ward er ganz anders: er ging Morgens in aller Frühe aus, kam erst spät heim, oft gar nicht; kurz, er ließ seine

Frau Frau sein und trieb sich außerhalb des Hauses herum. Die junge Marquisin trug ihr Unglück standhaft und blieb immer bei ihrer Mutter. Als diese dem Marquis allerhand friedliche Vorstellungen machte, ward es noch viel ärger. Er sagte: er sei Herr im Hause und könne thun, was er wolle, das werde er ihnen zeigen. Und er hat Wort gehalten! Denken Sie sich die Verzweiflung meiner guten Herrin, als sie hört, daß ihr Schwiegersohn ein Spieler von Profession sei und sich außerdem noch hundert andern Ausschweifungen überlasse. Es war dem jungen Marquis leicht geworden, seinen Schwiegervater, der sich nur um seine Hunde und seine Küche kümmerte, über seine Vermögensumstände zu täuschen... kurz und gut, es kam bald heraus, daß der Marquis bei seiner Verheirathung schon bis über die Ohren in Schulden steckte und seine Gläubiger nur deshalb Geduld hatten mit ihm, weil sie hofften, die Mitgift der jungen Gräfin werde ihn in den Stand setzen, seine Schulden wenigstens theilweise abzutragen. Aber solch ein Erzverschwender wie der Marquis hätte das Vermögen eines Nabob in Kurzem durchgebracht! Leider verstehen die Gräfin und ihre Tochter von Geldgeschäften Nichts. Das Ende vom Liede war, daß die Gläubiger des jungen Marquis das Hotel und sämtliches Zugehör vor ungefähr zwei Monaten in Beschlag nahmen. Das Hotel und das gesammte Mobiliar wurden an den Meistbietenden verkauft. Die Damen haben Mühe genug gehabt, die werth-

vollsten Sachen zu retten. Herr Champagne bot mir seine Hand an, aber ich schlug sie, ohne mich lange zu besinnen, aus. Pfui, einen solchen Menschen, einen Dieb und Betrüger zu heirathen! Denn ich bin für mich überzeugt, er steckt mit den Gläubigern des Marquis unter einer Decke. Wider den Willen der Gräfin, die mich schlechterdings aus ihrem Dienste entlassen wollte, bin ich ihr in ihre bescheidene Wohnung im Faubourg Saint-Germain gefolgt: da müssen sich die Damen mit dem Nöthigsten begnügen und ruhig warten, bis der Marquis, der seit der Beschlagnahme des Hotels sich aus dem Staube gemacht hat, seiner jungen Frau Nachrichten gibt.“

Bergebens suche ich die Wirkung dieser Nachricht auf mich zu schildern. Wär's möglich? Meine Wohlthäterin, eben noch im Schooße des Glückes und Reichthums, plötzlich aller Annehmlichkeiten beraubt, welche den höheren Klassen eben so nothwendig geworden sind wie das liebe Brod? Und ihre Tochter, Fräulein Adolphine... ich kann es nicht über's Herz bringen, sie Frau zu nennen — Fräulein Adolphine unglücklich, elend, von ihrem Gemahl verlassen, an der Mutterbrust ihren Kummer ausweinend? Mein Gott, wer hätte das gedacht!

Lucilie drückt mir die Hand und will sich entfernen. Jetzt ist die Reihe an mir, sie zurückzuhalten.

„Lucilie, ich wünsche Sie wiederzusehen.“

„Ich bleibe den ganzen Tag bei meiner Herrschaft; aber Ihnen, Herr Andreas, kann ich unmöglich was abschlagen.“

„Es handelt sich nicht um mich, Lucilie. Ich möchte... ich weiß selbst nicht was... aber so können sie nicht bleiben; es muß was geschehen.“

„O, Andreas, Ihre Bewegtheit zeugt von Ihrem guten Herzen; sie macht Ihnen Ehre. Ich hätte vielleicht schweigen sollen von dem Allem; aber Sie wissen, ich kann Nichts für mich behalten.“

„Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammenführte, Lucilie! Wenn ich's nur eher gewußt hätte. Aber ich muß, ja, Lucilie, ich muß Sie wiedersehen, und recht bald; ich muß mit Ihnen sprechen.“

„Vielleicht möchten Sie die Damen besuchen? Hier ist ihre Adresse. Wie werden sie sich freuen! Sie sprechen nicht von Ihnen, aber denken um so mehr an Sie.“

„Sie irren sich, Lucilie.“

„Nein, Herr Andreas, ich irre mich nicht.“

„Ich darf sie nicht sehen, Lucilie. Aber Sie möchte ich sehen, sprechen: ich erwarte Sie übermorgen, hören Sie, übermorgen; vergessen Sie's ja nicht!“

„Ich vergesse nie ein Rendezvous, Herr Andreas.“

„Adieu, Lucilie! Und sagen Sie ja nicht, daß Sie mir begegnet sind.“

„Verlassen Sie sich darauf. Adieu!“

Es dauert lange, lange, ehe ich mich einigermaßen von meinem Schrecken erhole. Mein Entschluß ist schnell gefaßt; ich habe keine andere Wahl. Aber Nanette wartet. Soll ich ihr sagen, was ich

zu thun gedenke? Ja, Nanette kann es nur billigen; auch darf ich ihr Nichts verheimlichen.

Nanette ist allein im Zimmer. Auf den ersten Blick merkt sie, daß ich was auf dem Herzen habe.

„Was fehlt Dir, Andreas?“ fragt sie, auf mich zulaufend.

„Nichts, Nanette, nichts!“

„Andreas, Du hast ein Geheimniß vor mir: ich sehe Dir's an den Augen an. Gewiß bist Du Jemanden begegnet.“

„Ja, Nanette, ich bin Lucilie begegnet.“

„Und daher Deine Bewegung? Hat sie Dir erzählt von... einer, die Du noch liebst?“

„Höre mich, Nanette. Lucilie hat mir erzählt, daß meine Wohlthäterin und ihre Tochter durch das lasterhafte Leben des jungen Marquis um ihr ganzes Vermögen gebracht sind; daß Beide das schöne Hotel mit einer kleinen Wohnung im vierten Stockwerk vertauscht haben; daß sie Nichts mehr ihr eigen nennen, als ihre Juwelen, ihren Schmuck.“

„Großer Gott!“

„Nanette, was ich habe, habe ich von Herrn Dermilly, der nicht nur mein Wohlthäter, sondern auch der vertrauteste Freund der Gräfin war. Glaubst Du nicht, daß wenn Herr Dermilly noch lebte, er alles Seine hingeben würde, um seiner geliebten Caroline in ihrer Bedrängniß zu helfen?“

„Gewiß, gewiß!“

„Was er nicht mehr thun kann, das muß ich thun. Wohlan, ich bin entschlossen, ihr mein ganzes

Vermögen zu geben: sie hat gerechte Ansprüche darauf, denn sie ist mir eine großmüthige Wohlthäterin gewesen. Ueberdies bin ich im Stande, von dem Ertrage meiner Kunst zu leben, was bei ihr nicht der Fall ist. Meine einzige Betrübniß ist, daß ich meiner künftigen Lebensgefährtin dann Nichts weiter anzubieten habe als meine Hand. Willst Du mich heirathen, Nanette, auch wenn ich arm bin?"

„Was sagt er? Er will mich heirathen?... Also ich wäre es, Andreas? Also liebst Du mich?"

„Ob ich Dich liebe, Nanette! Du hättest es lange merken können.“

„Ich glaubte, Du liebtest mich bloß als Deine Schwester!“

„Biel mehr, Nanette! Ich liebe Dich als mein künftiges Weib, ich liebe Dich wie Nichts auf der Welt; ich kann hinfort nicht ohne Dich leben, Nanette!“

„O Du Böser! Und Du sagtest Nichts davon? Aber auch ich sagte Dir Nichts, und doch hat mein Herz nur für Dich geschlagen.“

Ich nehme Nanette in meine Arme und drücke sie zärtlich an mein Herz. Sie weint, aber diesmal im Uebermaß ihrer Freude, und ich lasse sie ruhig fortweinen.

„Nun, Nanette, und meine Wohlthäterin?“ frage ich nach einer langen Pause stummen Glückes.

„Soll Alles haben, was Dir gehört, mein Freund. Verkaufe Alles, Alles: je ärmer Du wirst, um so näher kommst Du mir. Was brauchst Du

Vermögen? Du hast Talent genug: Deine und meine Arbeiten nähren uns hinreichend. O, wie glücklich wollen wir sein! Ja, Andreas, Du hast recht: es wäre schöner Undank, wolltest Du sie in den Tagen des Unglücks im Stiche lassen. Geschwind, Andreas, und thue Alles von Dir; Du siehst, wie wandelbar der Reichthum ist und wie gefährlich: er hätte beinahe den armen Peter von Grund aus verderbt und Dich von mir entfernt. Wie will ich Dich lieben, wenn Du erst arm bist wie ich!"

Ich umarme Nanette nochmals und will dann von ihr scheiden, als Vater Bernhard in's Zimmer tritt. Halb lachend und halb weinend eilt sie auf ihn zu und wirft sich in seine Arme. Der gute Wasserträger sieht sie verwundert an.

„Vater,“ ruft sie, „er liebt mich, mich und keine Andere, ich soll seine Frau werden, er will mich heirathen! Nicht wahr, Papachen, Du hast Nichts dagegen, Nichts? Sprich Väterchen, sage ja!“

„Was Teufel fehlt Dir, Mädchen? Wer will Dich heirathen?“

„Andreas, Väterchen. Wen könnte ich sonst heirathen?“

„Ja, Vater Bernhard,“ sage ich, „ich werbe hiemit um Nanettens Hand. Ich gelobe Ihnen, sie Zeit meines Lebens zu lieben, sie auf den Händen zu tragen. Aber ich muß Ihnen zugleich sagen, daß ich nicht mehr reich bin, daß das von Herrn Dermilly ererbte Vermögen in andere Hände übergegangen ist.“

Hierauf erzähle ich dem guten Auvergnat die Unglücksfälle der gräflichen Familie, so wie das, was ich zu ihrer Hülfe zu thun gedenke. Statt zu antworten, nimmt er schweigend Nanettens Hand, legt sie in die meine und drückt mich zärtlich an's Herz. Braver Mann, welches Beispiel bist Du für unzählige Väter!

Als ich zum Notar will, faßt mich Nanette unruhig, faßt ängstlich an.

„Was fehlt Dir, Nanette?“ frage ich.

„Du gehst zum Notar?“

„Ja, Nanette.“

„Und dann? zur Frau Gräfin, nicht wahr?“

„Nein, Nanette. Was ich thue, thue ich durch Lucilie. Von mir würde die Frau Gräfin nichts annehmen. Sie ist zu stolz dazu.“

„Gottlob! also Du gehst nicht zur Frau Gräfin.“

„Nein, Nanette, nein!“

Gleich ist ihre Unruhe und Angst verschwunden. Ich lese in Deinem Herzen, gutes Mädchen: Du fürchtest, Adolphins Anblick würde die kaum vernarbte Wunde wieder aufreißen. Fürchte Nichts, Nanette, die Liebe, welche in einer andern Liebe ihr Grab gefunden, erhebt nie wieder zu verjüngtem Dasein!

Ich eile zum Notar und thue ihm zu wissen, daß ich innerhalb vierundzwanzig Stunden mein gesamtes Eigenthum verwerthen will, sollte ich auch bei dem Verkaufe einbüßen. Wer schnell hilft, der hilft doppelt. Mein Notar sieht mich ganz verduzt an; gewiß denkt er bei sich, der versteht das Wirthschaf-

ten noch besser als Peter und Rossignol. Er will Einwendungen machen.

„Ich wünsche nicht Ihren Rath, mein Herr,“ antworte ich ihm, „ich wünsche Geld.“

Inzwischen sehe ich mich nach einer bescheideneren Wohnung um. Ein Zimmer zum Schlafen und ein anderes zum Arbeiten, mehr will und brauche ich nicht, bis ich die Gemälde angefertigt habe, deren Erlös die Kosten der Aussteuer, Hochzeit und Rückreise nach Savoyen bestreiten soll. Der Gedanke daran wird mich befeuern bei der Arbeit und mein Kunsttalent zeitigen.

Bald habe ich ein passendes Logis in der Nähe von Vater Bernhard gefunden. Dann kehre ich nach Haus zurück, verkaufe alles überflüssige Mobiliar, verabschiede Madame Koch und zahle ihr den Lohn für das verflossene Quartal und das nächste obendrein.

Hierüber vergeht der Tag. Ehe ich am andern Morgen zum Notar gehe — bei den Herren Rechtskundigen kommt man lieber etwas später als früher — begeben sich mich zu Nanette, der ich nicht früh genug kommen kann.

Wie freut sie sich, als sie hört, daß ich in ihre Nähe ziehe! Seit gestern, seit der Gewißheit ihres Glückes, ist sie wie neu geboren. Augen, Stimme, die geringste ihrer Bewegungen, Alles an ihr athmet die Liebe, den höchsten und schönsten Reiz ihres Daseins.

Endlich schlägt die mit dem Notar verabredete Stunde. Er legt mir tausend und aber tausend Papiere zur Unterschrift vor. Ich unterzeichne Alles, was er verlangt, obgleich er mich bei jedem Aktenstück auffordert, wohl zu überlegen, was ich thue. Endlich händigt er mir ein Portefeuille mit fünfundachtzigtausend Franken ein. Das ist Alles, was mir nach Peters ökonomischem Haushalte von der Erbschaft Herrn Dermilly's noch übrig bleibt. Ich stecke das Portefeuille mit derselben Freude ein, als hätte ich einen goldenen Einkauf gemacht. Der bedächtige Geschäftsmann muß mich für einen Narren oder für einen Bruder Liederlich halten; aber was liegt mir an der Meinung dieses Herrn! Mein Gewissen ist rein, und das ist die Hauptsache.

Eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit findet sich Lucilie bei mir ein.

„Was gibt es Neues bei der Frau Gräfin?“ rufe ich ihr zu.

„Nichts. Der Marquis läßt noch immer Nichts von sich hören. Meine junge Herrin, um ihre Mutter besorgt, hat mich beauftragt, ihr Arbeit zu suchen; Madame that dasselbe. Wüßten Sie nur, Herr Andreas, wie mir das zu Herzen geht!“

„Trösten Sie sich, Lucilie: dieß Portefeuille wird hoffentlich auf lange ihrer Noth abhelfen. Nur schwören Sie mir, daß Sie genau thun wollen, was ich Ihnen sage.“

„Ja, ich schwöre es. Sie wissen, daß ich immer gethan habe, was Sie wollten.“

„Sie geben also dieß Portefeuille der Frau Gräfin und sagen ihr, daß es von einem Unbekannten gebracht wurde, der seinen Namen nicht genannt habe.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts.“

„Und ich soll Nichts von Ihnen sagen?“

„Kein Wort, hüten Sie sich!“

„O ich errathe Sie, guter Andreas. Gewiß ist Geld in dem Portefeuille, viel Geld vielleicht, denn Sie sind zu Allem fähig, um meiner Herrin zu helfen.“

„Nein, Lucilie! Mir bleibt noch mehr als genug übrig.“

„Und ich soll Nichts von Ihnen sagen?“

„Keine Sylbe! Wenn Sie mein Geheimniß verrathen, spreche ich nie mehr ein Wort mit Ihnen. Merken Sie sich's.“

„Ich gehorche, Herr Andreas. O, wäre doch Fräulein Adolphine Ihre Frau geworden, wie glücklich könnte sie jetzt sein! Jeden Morgen kommt sie mit verweinten Augen in's Zimmer. Ihrer Mutter sagt sie, das sei ein Augenleiden, aber ich, ich weiß die Ursache.“

„Lucilie, sorgen Sie bestens für die beiden Damen und geben Sie mir von Zeit zu Zeit Nachrichten über die Frau Gräfin. Hier ist meine Adresse. Jetzt Adieu! Eilen Sie und bringen Sie es gleich den Damen.“

„Erst einen Kuß zum Abschied, Herr Andreas!“

Ich küsse Lucilie, dann entfernt sie sich mit dem Portefeuille. Ich fühle mich glücklicher und zufriedener als je zuvor. In geradem Gegensatz gegen so Viele gewann ich um so mehr an Heiterkeit, als ich an Schätzen einbüßte.

Sechstes Kapitel.

Zurüstungen zur Hochzeit. — Letzter Streich
Rossignols.

Ich wohne jetzt in meinem kleinen Logis ungleich zufriedener als in der alten, größeren und schöneren Wohnung. Der Gedanke, dem Mangel meiner Wohlthäterin abgeholfen zu haben, verwandelt die mir freiwillig auferlegten Entbehrungen in Genüsse für mich.

Mit verdoppeltem Eifer arbeite ich an den angefangenen beiden Gemälden. Der Erlös aus denselben soll die Kosten der Hochzeit und der Mitgift bestreiten. Letztere wird zwar nicht sehr glänzend ausfallen, aber was schadet das? Nanette wünscht sich keine Diamanten, Cashemirshawls und Spitzen. Mir gefällt sie besser ohne dieselben, als mit ihnen.

Es dauert nicht lange, so kommt Lucilie wieder. Als sie mich sieht, fällt sie mir weinend um den Hals und ergießt sich in Lobsprüche, die mir gewaltig übertrieben scheinen, weil das Opfer mich wenig Ueberwindung gekostet hat. Die Frau Gräfin, so erzählt

sie, habe alles Mögliche versucht, ihr das Geheimniß zu entlocken, während sie standhaft behauptet hätte, den Geber nicht zu kennen. Die Damen vermuthen, das Geld komme vom Marquis. Um so besser! das muß Adolphine mit ihrem Gemahl aussöhnen. Es ist gar traurig, die nicht achten zu dürfen, dessen Namen man trägt! Inzwischen ist Fräulein Adolphine, wie Lucilie versichert, noch eben so traurig wie zuvor. Wenigstens leiden sie jetzt keinen Mangel und brauchen nicht mehr daran zu denken, um des Geldes wegen zu arbeiten. Beim Abschied muß Lucilie nochmals schwören, ihr und mein Geheimniß für sich zu behalten, obgleich es sie ärgert, daß die Damen den Marquis in so gutem Verdacht haben.

Auch Peter ist mit dem von mir gethanen Schritte zufrieden. Er versichert, daß er jetzt lieber arbeite als je, und daß er den mir verursachten Schaden ersetzen wolle. Seitdem er wieder zum Schabeisen gegriffen hat, ist seine alte Heiterkeit, so wie auch sein blühendes Aussehen zurückgekehrt. Nur auf dem linken Auge trägt er noch die Spuren jener nächtlichen Prügelei. So oft sie ihn in die Kneipen nehmen wollen, zeigt er auf sein Auge und behauptet, daß er aus einem Weintrinker ein Wassertrinker geworden sei.

Allabendlich bin ich bei Nanetten und schmiede mit ihr allerhand Pläne für die Zukunft. Mit jedem Tage entdecke ich an dem Mädchen neue Tugenden. Keine Spur von Ehrgeiz oder Eitelkeit! Ihr einziger und höchster Wunsch ist, mit mir zu leben und zu

sterben. Vater Bernhard altert bedeutend und hat sich von seinen Geschäften zurückgezogen. Wir nehmen ihn mit nach Savoyen; dort soll es ihm wohl gefallen bei meiner guten Mutter in ihrem hübschen Häuschen. Wie freue ich mich auf die schönen Zeiten. Die Hoffnung des Glückes ist schon das Glück selbst; oft ist die Vorfreude mehr werth als die Freude selbst. Jeden Abend fragt Nanette, ob ich bald fertig sei mit meinen Gemälden.

Endlich, nach sechs Wochen, lege ich die letzte Hand daran. Wenn ich nur erst einen Käufer gefunden hätte! Früher war mir das ein Leichtes: so lange ich dem Glücke im Schooße saß, suchte man eine Ehre darin, mir Aufträge geben zu können; jetzt ist das anders, weil ich die Dummheit begangen habe, merken zu lassen, daß ich nicht mehr reich bin und daher um des Broderwerbes wegen malen muß. Ich hätte die Leute ruhig bei ihrem frühern Glauben lassen sollen, daß ich nur aus Lust und Liebe zum Fache arbeite. Ich wette, ich hätte längst schon Liebhaber gefunden. Aber erst der Schaden macht uns klug!

Oft legt sich meine Stirne unwillkürlich in Runzeln. Sobald Nanette das sieht, ist sie gleich mit ihrem Trost bei der Hand.

„Warum so bekümmert?“ spricht sie. „Was brauchen wir Geld, Freund? Wir gehen zu Deiner Mutter; Du malst und ich nähe und stricke oder arbeite sonst was. Wer mit so Wenigem zufrieden ist, der muß glücklich werden!“

„Ja, liebes Mädchen, ich fühle das mit Dir; aber Dich so auf gut Glück heirathen, ohne sicheres Brod und ohne Dir das Nöthigste reichen zu können: nein! das geht nicht und doch verlangt mich von ganzer Seele nach der Heirath mit Dir.“

„Wann macht Ihr denn endlich Anstalten zur Hochzeit?“ fragt Vater Bernhard täglich.

„Sobald es dem Herrn beliebt,“ antwortet Nanette mit einem Blick auf mich, der mich in's Herz trifft.

„Hoffentlich recht bald!“ flottere ich verlegen. „Ich muß erst fertig sein mit . . .“

„So mach' schnell,“ entgegnet Vater Bernhard; „ich werde alt, Kinder, und ich möchte gerne auf Eurer Hochzeit noch einmal tanzen.“

Eines Tages sitze ich mißmuthig auf meinem Zimmer und denke, wie ich meine Gemälde an den Mann bringe, als plötzlich die Thüre sich öffnet und Peter hereintritt, wie mir scheint, äußerst verlegen.

„Was willst Du?“ frage ich ihn, der stumm vor mir stehen bleibt.

„Hast Du Deine Gemälde verkauft, Bruder?“

„Leider noch nicht.“

„Und Du heirathest nicht, weil Du kein Geld hast?“

„Ja, Peter. Ich weiß zwar, das ist kein Hinderniß für Nanetten; aber ich möchte nicht . . . kurz, Bruder, ich heirathe sie, das ist gewiß: also tröste Dich!“

„Wirst Du mir böse, Bruder . . .“

„Sprich, Peter.“

„Wann ich . . . aber ich mag's nicht sagen.“

„Nur heraus mit der Sprache.“

„So höre denn: Du weißt die dummen Streiche, die ich mit dem Schuft von Rossignol machte. Wenn Du jetzt die Hälfte hättest von dem durchgebrachten Gelde, nicht wahr?“

„Lassen wir das, Peter, geschehen ist geschehen! Nur laß' Dir jene Zeit zur Warnung dienen und hüte Dich vor solcher Gesellschaft.“

„Gewiß, Bruder; der Rossignol wollte einmal wieder anfangen mit mir, aber ich hab' ihm mit dem Stock den Weg gewiesen und die Lust zum Gespräch verging ihm augenblicklich. Seit ich von Neuem arbeite, habe ich mir Etwas erspart als Schadenersatz für Dich.“

„Wie kannst Du so reden, Bruder? Mein Vermögen war auch Deines. Ueberdies hatte ich Dich zum unumschränkten Herrn desselben eingesetzt.“

„Abgesehen vom Gelde . . . aber die Mobilien . . . die Penduluhren . . . die Wäsche . . . die Kleider! . . . Seitdem hab' ich eine Kleinigkeit zusammen gespart; nimm sie von mir an: es sind achtzig Franken in diesem Sack; sie gehören Dir, Andreas. Heirathe damit, wenn Du kannst.“

Mit den Worten hat er einen Sack aus der Tasche gezogen und hält ihn mit zitternder Hand mir hin. Du guter, lieber Peter! Ich drücke ihn zärtlich an mein Herz, weigere mich aber entschieden, das Geld anzunehmen.

„Ich bitte Dich, Andreas, nimm es an von mir, oder ich muß glauben, daß Du mir noch böse bist.“

Peter bringt so lange in mich, bis ich mich endlich zur Annahme bereit erkläre. Während dieses brüderlichen Zwistes öffnet sich die Thüre und herein tritt ein Mann von reiferem Alter, einfach, aber anständig gekleidet.

Schon bei den ersten Worten weiß ich, was er will, und das Herz hüpfet mir im Leibe. Er hat gehört, daß ich zwei Genregemälde zum Verkauf habe und wünscht sie zu sehen. Ich führe ihn in mein Atelier und zeige sie ihm.

Der Unbekannte betrachtet sie lange; dann läßt er einige Worte fallen, woran ich merke, daß ich es mit einem geübten Kunstkennner zu thun habe. Aber man denke sich meinen Schrecken, als er mich auf mehrere wesentliche Mängel in Composition und Ausführung aufmerksam macht, worin ich ihm Recht geben muß. O, in dem Augenblicke hätte ich diese mühsamen Werke meiner Hand zu Staub und Asche verbrennen mögen!

Aber wer schildert mein freudiges Erstaunen, als er mit den Worten schließt: „Trotz der Mängel will ich Ihre Gemälde kaufen. Ist Ihnen ein Kaufpreis von zwölfhundert Franken für Beide genehm?“

Dabei zählt er mir diese Summe auf den Tisch hin. Ich, früher im Besitz von sechstausend Livres Jahresrenten, gerathe bei dem Anblick dieser zwölfhundert Franken in solche Extase, daß ich lange keine Worte finden kann. Da sieht man, daß ein einziger,

im Schweiß des Antlitzes erworbener Thaler glücklicher macht als alle Schätze, welche die blinde Göttin uns auf den Weg streut.

„Hier ist meine Adresse: Sie werden die Gemälde mir zuschicken.“ Dann entfernt er sich; ich will ihm an die Treppe das Geleit geben, aber er leidet es nicht. Auf der Karte lese ich den Namen eines Mannes, der mir als reicher und gediegener Kunstkenner gepriesen war. Obgleich er über Millionen zu gebieten hat, ist er einfach zu Fuß gekommen. Zugleich hat er mir einige bedeutsame Winke gegeben mit jener Höflichkeit, welche die strengste Kritik zu versüßen weiß. Es ist überaus wohlthwend, die Gaben des Glückes mitunter an den rechten Mann gebracht zu sehen!

Raum ist der Herr fort, so geben wir uns die Hand und tanzen um den Tisch mit den zwölfhundert Franken so ausgelassen herum wie Kinder.

„Jetzt hoffe ich, schiebst Du Dein Säckchen in die Tasche,“ sage ich zu Peter.

„Mit nichts, Andreas; es gehört Dir.“

„Peter, Du sollst es Dir aufheben.“

„Was soll ich damit machen? Die gute Mutter braucht es, Gottlob! nicht, sonst würde ich es ihr schicken.“

„Gib es mir später, wenn ich es nöthig habe.“

„Es sei!“

„Und glaubst Du, ich wolle Dich hier auf der Straße herumlaufen lassen? Gleich nach der Hochzeit reisen wir ab, Du mit uns. Das Haus der

Mutter ist groß genug für uns Alle. Jetzt, da meinem Talente die Bahn gebrochen ist, bleibt mir Nichts zu wünschen übrig. Geschwind zu Nanette! Inzwischen bringe da beide Gemälde zum Herrn . . . , dann treffen wir uns bei Bernhard."

Mit meinem Schätze in der Tasche eile ich zu Nanette.

Schon von Weitem liest sie die frohe Nachricht in meinen Augen; ich schütte ihr mit triumphirender Miene die zwölfhundert Franken in den Schooß und sage: „Siehe da die Frucht meines Talentes und Fleißes. O, Nanette, wie danke ich meinen Wohlthätern für das Geschenk einer guten Erziehung: das ist ein Gut, das uns Niemand rauben kann und das uns niemals im Stiche läßt. Ich weiß, die gute Mutter hätte mich auch so aufgenommen; aber wie ungleich fröhlicher kann ich jetzt vor sie hintreten. Gib Acht, mit welchem Eifer ich von heute an meine schöne Kunst pflegen will; Deine Nähe soll die herrlichste Belohnung meiner Arbeit sein."

Bergebens schildere ich Nanettens Entzücken; auch Vater Bernhard geräth außer sich.

„Ich will Ihr Sohn sein," rufe ich und stürze in seine Arme. „Dem Herzen nach war ich's längst . . . aber bald . . . bald!"

„Ja, Vater, ja, wir sind am Ziele: Andreas hat seine Gemälde verkauft."

Der gute Auvergnat sieht bald mich, bald Nanette an. Wir lassen ihm keine Zeit, zu antworten, denn schon haben wir die Köpfe voll von tausend

Plänen; ich will die verlorene Zeit je eher je lieber einholen. Morgen, heute Abend noch möchte ich Nanette heirathen; aber es sind noch manche Förmlichkeiten zu erfüllen. Zu meinem Glücke habe ich mir schon lange vorher die nöthigen Papiere aus Savoyen kommen lassen; gleich morgen will ich Alles in Bewegung setzen, daß wir so bald als möglich in den ersehnten Hafen einlaufen.

Nanette weiß nicht, wo ihr der Kopf steht; alle Augenblicke umarmt sie ihren Vater; es scheint, als ob man immer schüchterner wird, je näher man dem Gipfel des Glückes kommt. Aber wenn ihre Küsse einem Andern gehören, so gehören ihre Blicke gewiß ganz mein, und ich verstehe Alles, was sie mir sagen. Peter nimmt von ganzem Herzen Theil an meinem Glücke. Unsere Abreise nach Savoyen ist auf den zweiten Tag nach unserer Hochzeit festgesetzt. So bleibt denn Nanette die beiden ersten Tage ihres Ehestandes in meiner kleinen Wohnung, die immerhin groß genug ist für uns Beide.

Kein Raum ist in der kleinsten Hütte

Für ein glücklich liebend Paar!

Leider müssen wir noch zehn Tage warten, bis alle Förmlichkeiten in Richtigkeit gebracht sind. O, die zehn Tage werden mir eine Ewigkeit dünken; je näher man seinem Ziele kommt, um so schneller möchte man's erreichen; aber getrost, es gibt noch allerhand Einkäufe zu machen, das wird mir die Zeit verkürzen! Etwas soll Nanette zur Mitgift haben, wenn auch nur wenig: höchstens fünfhundert Franken

darf ich darauf wenden; der Rest bleibt für die Hochzeit und die Reise. Bin ich erst bei der Mutter, dann brauche ich Nichts; mein Pinsel wird mich und die Meinen mehr als bloß nothdürftig nähren. Lebt sich's doch in Berlin wohlfeiler als in Paris, und große Ansprüche machen wir nicht!

Heutzutage kostet das kleinste Körbchen für die Mitgift schon an die fünfhundert Franken; aber ich bedanke mich schönstens, ein Nachäffer der Großen zu sein. Auch habe ich keine Diamanten, keine Cashemirshawls, keine Spitzen Manetten anzubieten: ein flockseidenes Tuch, ein einfaches Tuch, ein seidenes Kleid, einige Modewaaren, ein Schleier, ein Paar Ohrringe und einige Fingerringe, das ist so ziemlich Alles, was Nanette von mir bekommt, und doch freut sich Nanette über diese Kleinigkeit, als wäre sie Millionen werth.

Sie kramt Stück für Stück aus, bewundert die Herrlichkeiten und zeigt sie dann ihrem Vater, der gleichfalls in die Bewunderung einstimmen muß, obgleich er nichts davon versteht. Bei jeder neuen Sache sieht sie mich an und drückt mir die Hand, als wolle sie sagen: nicht über die Geschenke freue ich mich, sondern über die Hand, die sie mir gibt.

Unter den Fingerringen befindet sich einer, worauf aus meinem Haare das Wort Treue geflochten ist. Mehr als die Tücher, Kleider und andere Stoffe zusammen freut sie dieser Eine Ring: auch daran sehe ich, wie innig sie mich liebt.

Endlich haben wir den Vorabend unseres Hoch-

zeitiges erreicht. Nanettens Toilette ist fertig; sie wird sich allerliebft ausnehmen: Schmuck und sie werden sich gegenseitig schmücken. Bernhard hat sich einen neuen Rock zu dem festlichen Tage machen lassen, und Peter dergleichen. Aber ich Thor, noch habe ich nicht an die Hochzeitsgäste gedacht: Bernhard hat einige Freunde, Nanette einige junge Freundinnen, die dürfen nicht ganz leer ausgehen an diesem Festtage. Wie viel laden wir? Höchstens Zwanzig, denke ich: besser wenige, aber gute Bekannte, als viele und entfernte. Wie alle jungen Mädchen tanzt Nanette gerne; auch das Vergnügen soll sie haben. Eine einzige Violine thut dieselben Dienste wie ein ganzes Orchester. Ausgemacht! wozu brauchen wir all' den Hokus Pokus und den Firlesanz? Wie oft hat Nanette mich gebeten: „Nur keine kostspielige Hochzeit! wir können auch ohne sie glücklich sein.“

Ich weiß das, liebe Nanette, aber ich weiß auch, daß Du gerne einige Bekannte und Freunde zu Zeugen Deines Glückes haben und daß Papa Bernhard allzugern auf der Hochzeit seiner Tochter tanzen möchte. Ich gebe den Leuten recht, die sagen: eine Hochzeit ist kein Alltagsding. Feiern wir immerhin die Hauptabschnitte in unserem Leben; es sind ihrer nicht allzu viele.

Um sieben Uhr Abends bin ich mit den Einladungen fertig. So habe ich nur noch den Gastwirth mir auszusuchen; ich will weder einen allzu vornehmen, noch allzu geringen, sondern einen mittleren Schlages. Paris bietet eine hinreichend große Aus-

wahl von Gasthöfen dar; es gibt welche für alle Börsen und für alle Klassen.

„Komm' mit,“ sage ich zu Peter, der in seinen Hochzeitskleidern prangt, „wir wollen einen Saal suchen und das Essen bestellen.“

„Also eine Hochzeit, Bruder?“

„Wir tanzen, Peter.“

„Wir tanzen? Suche!“

„Aber schweige davon, Peter.“

„Verlaß Dich auf mich! Eine Hochzeit... heisafa.“

Und dabei fängt er auf der Straße zu tanzen an, so daß ich ihn zur Ordnung rufen muß. Unterwegs fällt mir ein, daß ich und Herr Dermilly einst bei einem Traiteur in der Nähe der Austerlitzbrücke recht gut zu Mittag aßen; es ist zwar etwas abgelegen und still, aber um so weniger haben wir von der Neugierde der Straßensungen zu leiden, und das ist mir ganz recht. Wir schlagen also den Weg ein zu diesem Traiteur.

Eine Anfrage wie die meinige ist immer gut aufgenommen. Nachdem wir uns über die Preise verständigt und alles Nöthige verabredet haben, führt uns der Wirth durch seinen Garten zurück, um uns die Annehmlichkeiten desselben zu zeigen.

Während wir am Fenster eines kleinen Pavillons vorübergehen, erhebt sich plötzlich darin ein gewaltiger Lärm.

„Ihr könnt mir Euern Garten nicht verbieten, Mütterchen,“ ruft eine Peter und mir wohlbekannte

Stimme. „Die frische Luft zaubert die Rosen auf meine Wangen zurück.“

„O, wie wohl ist mir im Grünen, tralala!“

„Sie mögen spazieren und singen, so viel Sie wollen; aber erst zahlen Sie Ihre Zechen und dann mögen Sie gehen.“

„Welche Logik, schöne Niobe! Sie wollen, ich soll gehen, und doch lassen Sie mich nicht fort. Welche Confusion in Ihrem Gehirnkasten!“

„Hörst Du den Rossignol,“ flüstert Peter mir zu.

„Warum streitet man sich?“ frage ich den Wirth.

„Der Teufel hat uns da einen Bruder Viederlich erster Klasse in's Haus geführt; er ist schon acht Tage bei uns und wir können ihn nicht los werden. Er kam eines Abends mit honigsüßer Miene und bestellte ein Nachtessen. Nachdem er bis spät in die Nacht getafelt, verlangte er ein Nachtquartier, weil er seinen Geschäftsführer hierher beschieden habe und daher auf ihn warten müsse; wider unsere Gewohnheit haben wir ihn zu Nacht behalten. Den andern Morgen hat er sich ein splendides Frühstück bringen lassen und machte noch immer keine Miene, aufzubrechen; so hat er es acht Tage lang getrieben, vorgelich auf seinen Geschäftsführer wartend, der ihm Geld bringen soll. Er möchte, wie es scheint, das ganze Jahr so fortlogiren... und denken Sie sich die Unverschämtheit: er hat sich angeboten, mir allerhand Posituren vorzumachen, und mir seinen Torso, wie er sagt, an Abzahlungsstatt angetragen. Was in aller Welt soll ich mit der Münze anfangen? Er

soll entweder bezahlen, oder fort mit ihm! Er muß bis morgen das Haus geräumt haben, denn der Kerl hat die lebenswürdige Unverschämtheit, mit allen Personen Freundschaft schließen zu wollen... endlich ist mir die Geduld ausgegangen, und ich habe nach dem Herrn Commissär geschickt. Bis der kommt, lasse ich den Schelm von meiner Frau bewachen, denn gestern überraschte ich ihn, wie er plötzlich auf die Gartenmauer sprang, um den Adonis zu machen, wie er sagt. Nur Geduld, du hast im Gefängniß Zeit genug, den Adonis einzustudiren. Meiner Seel', er aße den ganzen Tag nichts als Kapauern und tränke nichts als Champagner, wenn ich ihn fortmachen liesse."

"Gehen wir, Bruder," flüstert mir Peter in's Ohr, "ich möchte nicht, daß er mich sähe." Kaum hat er das gesagt, so springt das schöne Modell fünf Fuß hoch aus dem Fenster in den Garten herab und richtet sich vor uns als Amor auf; als er uns erkennt, stößt er einen lauten Schrei aus.

"Holde Glücksgöttin, Gönnerin aller Künstler," ruft er und tanzt auf uns zu, "ich danke Dir für diese Wohlthat! Grüß' Dich Gott, Castor, grüß' Dich Gott, Pollux. Geschwind die Rechnung, Herr Wirth, geschwind! Ein Künstler läßt den andern nicht in der Patzche stecken."

Peter erröthet vor Zorn, während ich ganz verduzt bin über die grandiose Unverschämtheit, und der Wirth bald mich, bald meinen Bruder verwundert ansieht.

„Wie?“ stottert er, „die Herren kennen diesen Bruder Liederlich?“

„Bruder Liederlich!“ donnert Rossignol; „ist das mein Name, elender Raßenbratspieß?“

Darüber geräth der Traiteur in Wuth.

„Nur gemacht, Freund Zugan,“ sagt Rossignol, „Ihr kriegt Euer Geld. Aber man bleibe hübsch weg: Eure Hände sinken verdammt nach Hansfö. Geschwind, Peterchen, Du wirst doch einige Thaler haben für Deinen alten Zechbruder?“

Peter verstummt vor Aerger und Schaam, indem hat Rossignol die Frechheit, mir die Hand zu reichen.

„Daß Sie mich um mein Geld geprellt haben,“ sage ich, zwischen ihn und Peter tretend, „kann ich vergessen, nicht aber, daß Sie meinen Bruder eben so gemein und niedrig machen wollten, wie Sie sind... und Sie wagen es, uns Freunde zu heißen? Diefß Wort in ihrem Munde ist die ärgste Beschimpfung! Schätzen Sie sich glücklich, wenn ich mich nicht dem Herrn anschließe und Sie zur Strafe ziehe!“

„Recht so! Erst läßt man den Freund im Pech stecken und hält ihm dann noch eine Moralpredigt! Geh, Ihr Sottjes, wir brauchen Euch nicht; dafür kriegen wir keinen Ruß zu schlucken.“

Raum hat Rossignol ausgesprochen, so erscheint Eingangs des Gartens die Wirthin, die bei dem verzweifelten Sprunge des schönen Modells fortgerannt war, um die Wache zu holen, mit einem Korporal und vier Füseltren, während durch eine andere Thüre

der Commissär nebst Kellner eintreten. Sobald Rossignol die Soldaten erblickt, runzelt er die Stirne und brummt in den Bart:

„Donner und Doria, der erste antike classische Torso seiner Zeit in einem Gefängniß verschimmeln? Nie und nimmer!“

„Da steht der Schelm!“ sagt die Wirthin zum Commissär, auf Rossignol weisend, der bei jedem Schritte sich bis zur Erde bückt, offenbar in der Absicht, sein Gesicht zu verdecken.

„Sparen Sie Ihre Kraxfüße, Herr, und antworten Sie,“ sagt der Mann des Friedens, während Rossignol mit den Fingern in einer alten Tabatiere wühlt, die der Korporal halb geöffnet hat. „Sie wollen nicht fort von hier, mein Herr?“

„Wer sagt das? Ob ich fort will!“

„Aber Sie wollen nicht zahlen, Herr!“

„Ob ich will, Herr Commissär! Ich will sogar dem Kellner ein Extratrunkgeld geben.“

„So zahlen Sie Ihre Rechnung, damit wir fertig werden.“

„Das ist eine andere Sache, Herr Commissär. Das böse Können! Am Wollen liegt es gewiß nicht. Mein Geschäftsführer läßt acht Tage auf sich warten; ist das meine Schuld? Bis dahin bin ich Modell. Nichts für ungut, Herr Polizeicommissär, aber wenn Ihre Frau zufällig schwanger ist und sie einen schönen Mann ansehen will, so biet' ich hiermit meine Dienste an.“

„Korporal, nehmt ihn mit und schafft ihn heute

Abend auf die Präfektur,“ gebietet der Commissär, während Rossignol lustig trillert:

„Gute Nacht, liebe, liebe Diefse!“ u. s. w.

Rossignol geht in der Mitte, vor und hinter ihm der Korporal mit seinen Leuten.

„Ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade, Bursche, überzeugt, daß meine Unschuld an den Tag kommen muß, wie die der keuschen Susanna. Ich mache Euch die Hölle nicht heiß, Freunde.“

Als sie sehen, daß der Gefangene ihnen gutwillig folgt, lassen sie ihm ziemlich freien Raum. Gleich außerhalb des Gartens bleibt er stehen, wühlt in den Taschen und ruft:

„Ich habe mein Schnupstuch liegen lassen; sie sollen es nicht geschenkt haben.“

„Ich will es holen,“ sagt der Korporal und gebietet den Soldaten zu halten. Unwillkürlich sehen sich diese nach dem Hause des Traiteurs um; das hat Rossignol gewollt. Wie der Blitz rennt er davon und auf die Austerlitzbrücke zu. Dem Invaliden, der ihm den Sou abverlangt, gibt er einen Puff, daß er rücklings über fällt, und läuft dann weiter. Aber schon sind ihm die Kriegsknechte auf den Fersen. „Hebet ihn, hebet ihn!“ schallt es hinter ihm; bald hört man den Ruf am andern Ende der Brücke, und eine Menge Menschen versperrt ihm den Weg. Was soll er thun? Flügel hat er nicht, um über die Menge wegzusehen. Er bleibt einen Augenblick stehen und sieht sich um; schon ist er von allen Seiten eingeschlossen.

„Wir haben ihn!“ ruft der Korporal.

„Noch nicht,“ antwortet Rossignol, setzt mit einem verzweifeltten Sprunge über das Brückengeländer mitten in den Fluß hinein, und trillert dabei, eben so lustig wie zuvor:

„Ich denk' halt' wie Gregorius,

Mich plaget arg der Durstius“ u. s. w.

Bewundert schauen ihm die Soldaten nach; Alles läuft an den beiden Ufern zusammen und versucht ihn zu retten; aber umsonst: der Strom packt ihn und spült ihn fort bis nach St. Cloud.

Peter ist auf's Tiefste davon ergriffen.

„So endet oft der Mensch,“ sage ich zu ihm, „der kein Gefühl für Recht, Tugend und Ehre hat!“

Siebentes Kapitel.

Leid und Lust.

Wir eilen zu Nanetten zurück; ich kann nicht länger von ihr getrennt sein. Es ist immer so, wenn man sich für's ganze Leben binden will; freilich sagt man, daß später . . . aber nein, Nanette und ich bleiben ewig dieselben; wir sind nicht von Paris.

Man hat sich tausend Dinge zu sagen am Vorabend vor der Hochzeit. Je näher der Augenblick kommt, der über unser ganzes Leben entscheidet, je fruchtbarer werden wir an Plänen für die Zukunft.

Nach Savoyen richten sich unsere Augen und Herzen; dort hoffen wir unser und meiner Mutter Glück zu sichern.

In diesem unsern Planmachen stört uns Peter, der plötzlich auf Nanette zukommt und zu ihr sagt:

„Liebe Schwester, ich engagire Sie auf den ersten Contretanz.“

„Wie,“ ruft Nanette erstaunt, „so haben wir Tanz morgen?“

Also dahin ist die Ueberraschung, worauf ich mich gefreut! Hat der Peter richtig ausgeplaudert, wie ich es fürchtete. Gleich darauf geht ihm ein Licht auf über seine Unvorsichtigkeit, denn er macht ein ellenlanges Gesicht und sieht mich betrübt an.

„Wie, mein Freund,“ fragt Nanette, „Du wolltest mich überraschen mit dem Tanze?“

Ich erzähle ihr, was ich auf unsern Hochzeitstag verabredet und angeordnet habe.

„O Du guter Andreas!“ ruft Nanette und drückt zärtlich meine Hand, „das hast Du nur aus Rücksicht auf mich gethan; denn Du magst die Gesellschaften und Tänze nicht... o Du guter Andreas!“

„Wie?“ fällt Vater Bernhard ein, „eine Hochzeit? Tanz?... Suchhe, das lob' ich mir, Kinder, Ihr sollt' sehen, daß ich's im Tanzen Euch Allen zuvorthue!“

„Und ich auch,“ sagt Peter und hüpfet in der Kammer herum; „meine Beine sollen keinen Augenblick Ruhe haben... die ganze Nacht will ich mich üben!“

Unsere Freude ist still-innig. Nanette und ich sprechen wenig; um so mehr sagen sich unsere Blicke, die schon im Vorgenuß der Seligkeit schwelgen. Natürlich haben wir an andere Dinge zu denken als an Tanz.

So vergeht der Abend. Beim Abschiede wiederholen wir uns mehrmals das Wort: „Auf Morgen!“ In diesem einen Worte ist Alles enthalten: Glück, Liebe, Zukunft. Erst von Morgen an datirt unser Dasein.

Ich nehme Peter mit mir, denn er soll die Nacht bei mir schlafen. Bei der Rückkunft überreicht mir der Portier einen Brief von Luciliens Hand. Ich eröffne ihn zitternd und lese Folgendes:

„Lieber Andreas, Ihr Herz wird brechen, wenn Sie von dem neuen Unglück meiner beiden Herrinnen hören. Aber an wen könnte ich mich wenden, wenn nicht an Sie, den einzigen Freund, der ihnen geliebt ist? Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, Andreas: verzeihen Sie d'rum den Mangel an Zusammenhang, der sich überall zeigen wird. Dank Ihrer Unterstützung, Andreas, ging es den Damen besser als bloß erträglich gut. In dem Glauben, daß Herr von Therigny der Geber sei, lebten sie der Hoffnung, daß er sein Unrecht bereuen und sie nie verlassen werde. Vor drei Tagen erschien plötzlich Herr von Therigny bei den Damen, in einem Zustande, der nichts Gutes erwarten ließ. Er war erstaunt, sie in solcher Gemächlichkeit zu finden. Schon wollte er sie ausfragen, als sie ihm dankten für die

Summe, die, wie sie glaubten, von ihm herrühre. Herr von Therigny, anfänglich überrascht, besann sich bald und nahm ihren Dank an. Es hätte wenig gefehlt, so wäre ich mit meinem Geheimniß herausgerückt, als ich hörte, wie er stillschweigend sich für den Geber erklärte. Aber eingedenk meines Eides schwieg ich. Abends läßt er sich die Schlüssel geben und geht damit fort. Denken sie sich den Schmerz der Damen, als er, statt wiederzukommen, ihnen einen Brief sandte, worin er sein junges Weib auf die gehässigste Weise beschuldigte, einen verbrecherischen Umgang mit Ihnen zu pflegen, und zu verstehen gab, sie stelle sich bloß, als glaube sie, das Geld von ihm, dem Marquis, empfangen zu haben, um desto besser ihre Intriguen mit Ihnen verdecken zu können. Kurz und gut, das Ungeheuer hat ihnen Alles genommen und weggetragen: Geld und Kostbarkeiten. . . Nichts hat er ihnen gelassen! Bergebens schildere ich Ihnen den Schmerz der Gräfin, weniger über das Elend, das ihrer wartet, als über die schändliche Beschuldigung wider ihre Tochter. Meine junge Herrin, ohnehin leidend, ist durch diese abscheuliche Benehmen ihres Gatten äußerst angegriffen. Auf inständige Bitten der Gräfin habe ich endlich Ihren Namen genannt. Wären Sie doch Zeuge ihres innigen Dankes gewesen! „Der gute Andreas, das wundert mich nicht an ihm!“ hat die junge Marquise ein über das andere Mal gerufen, während die Thränen aus ihren Augen strömten. Die Frau Gräfin ergoß sich in die heissesten Dank-

sagungen gegen Sie. „Lucille,“ sagte sie zu mir, „ich muß ihn sehen, ihm danken.“ So weit ist es mit uns gekommen, Herr Andreas. Lassen Sie nicht lange auf sich warten: die beiden Damen bedürfen des Trostes mehr als je, und wer anders könnte sie trösten als Sie?“

„Ja, ich fühle es, ich bin der einzige Freund, der ihnen bleibt von den Vielen, die in den Tagen des Glückes sie schmetterlingsartig umgaukelten. Schon male ich mir die Größe des Elends dieser beiden vornehmen Damen aus. Nein, nein, das darf und soll nicht sein! Auch diesmal will ich ihnen helfen.“

„Peter ist schon am Auskleiden.“

„Halt, Peter,“ sage ich zu ihm, „Du mußt noch einen Weg machen für mich.“

„So spät, Bruder?“

„Es muß sein, Peter. Du weißt, wo der Traiteur wohnt, bei dem ich das Essen auf morgen bestellte?“

„Ja, hast Du was zu bestellen vergessen?“

„Geh' und bestelle das Essen ab . . . geschwind, Peter: kein Essen, kein Ball, wir brauchen Nichts davon!“

Peter reißt erstaunt die Augen auf.

„Großer Gott!“ ruft er, „keine Hochzeit, kein Essen, kein Ball? Höre ich recht?“

„Ja, Peter: Nichts von dem.“

„Aber Nanette und Bernhard haben sich schon auf den Tanz gefreut.“

„Sie werden meine Maßregeln billigen.“

„Aber die Gäste sind schon geladen.“

„Sie können zu Haus bleiben und zu Haus essen und tanzen.“

„Aber der Traiteur?“

„Es ist noch Zeit zum Abbestellen, drum spute Dich.“

„Und der böse Brief ist an dem Allem schuld?“

„Ja, Peter, Du sollst ihn später lesen.“

„Welch' Unglück! Keine Hochzeit, kein Essen, kein Ball! Und Du bestehst auf Deinem Sinn?“

„Unwiderruflich! Geh', laufe Peter, es ist die höchste Zeit.“

Peter gehorcht wie immer, aber hält sich die Augen zu, um seine Thränen zu verbergen. Inzwischen überlege ich, was ich zu thun habe. Daß Nanette meinen Entschluß billigt, davon bin ich gewiß. Aber wird die Frau Gräfin eine neue Unterstützung von mir annehmen wollen? Nimmermehr, wenn sie erfährt, daß ich selbst darüber Noth leide. So will ich denn mich reich stellen, damit meine Hülfe leichter Eingang findet.

Peter kommt mit verweinten Augen zurück.

„Nun, was hat der Traiteur gesagt?“ frage ich ihn.

„Er läßt es gelten, aber er sagt, Du seiest so unbeständig wie eine Wetterfahne.“

Was kümmert mich der Mann! Um Peter zu trösten, lasse ich ihn Luciliens Brief lesen.

„Wir versagen uns allerdings ein Vergnügen,“ sage ich zu Peter, „dafür haben wir den Trost, dem

Glend meiner Wohlthäterin auf kurze Zeit zu steuern, denn das an der Hochzeit ersparte Geld soll der Frau Gräfin zu gute kommen. Nun, Peter, zürnst Du noch?"

„Gewiß nicht, Bruder, Du hast recht gehandelt,“ entgegnet Peter, tief seufzend, „aber ich hätte zu gern getanzt!“

Mit Tagesanbruch gehe ich zu Vater Bernhard. Sie sind schon auf; die Freude hat sie die ganze Nacht nicht schlafen lassen. Mit wonneverklärtem Antlitz kommt mir Nanette entgegen, doch erschrickt sie, als sie meine Unruhe sieht. Statt zu sprechen reiche ich ihr Luciliens Brief hin.

Das gute Kind! Während sie liest, malt sich auf ihrem Gesichte die herzlichste Theilnahme an dem Unglücke meiner Wohlthäterin. Kaum ist sie mit Lesen fertig, so eilt sie auf mich zu und ruft:

„Mein Freund: keine Hochzeit, kein Essen und keinen Ball! Was sind alle diese Freuden gegen die Freuden des Bewußtseins, Deiner Wohlthäterin geholfen zu haben!“

„O, Du gute Nanette, ich dachte wie Du selbst und habe schon demgemäß gehandelt, und doch wagte ich kaum, Dir die Nachricht zu bringen.“

„Du wagtest es nicht? Weißt Du nicht, daß ich will, was Du willst? Mein höchstes Glück ist Deine Hand, Deine Liebe, mehr will und brauche ich nicht. Aber nicht wahr, unsere Hochzeit wird nicht aufgeschoben?“

„Gewiß nicht: noch heute wirst Du mein. Aber

ehe wir nach Savoyen abreisen, muß ihnen geholfen sein. Sie haben Niemand, der für sie wacht und sorgt außer mir.“

„Wir warten so lange, Andreas. Dein Logis ist groß genug für uns; bis dahin will ich arbeiten und zusammensparen. Gib Acht, Andreas, Glück ist besser als aller Reichthum der Welt.“

Gute Nanette, welch' ein Herz spricht aus jedem deiner Worte und Blicke!

„Es ist noch zu frühe, zu den Damen zu gehen,“ sagt sie, „bleibe bei uns und frühstücke mit uns, dann magst Du gehen, aber bald wiederkommen. Nicht wahr, Andreas, nach zwei Stunden bist Du wieder hier, Du vergiffest es nicht?“

Wie könnte ich das vergessen? Muß ich sie doch mit jedem Augenblicke mehr lieben. Sie ist mehr als gut, sie ist ein Engel!

Gleich nach dem Frühstücke geht Nanette fort, um einige nothwendige Einkäufe zu machen, wie sie sagt. Inzwischen bleibe ich mit Vater Bernhard allein, der nicht mehr an die Hochzeitsfeier denkt.

„Was wir im Wirthshaus nicht thun,“ sagt er, „das thun wir bei uns. Wir können hier eben so flott tanzen wie dort.“

Braver Alter, du bist zu jedem Opfer bereit.

„Du thust nicht mehr als Deine Schuldigkeit,“ hebt er nach einer Pause an, „wenn Du Dich dankbar erweistest gegen Deine Wohlthäterin.“

Nanette bleibt lange aus. Endlich kommt sie zurück, ganz erhist, aber mit freudestrahlendem Ant-

liße. Ich frage nicht, wo sie gewesen ist, denn ein Blick auf sie und jeder eifersüchtige Gedanke ist verschwunden.

„In zwei Stunden bin ich wieder da, Nanette,“ sage ich, von ihr Abschied nehmend.

Sie folgt mir bis auf die Treppe, macht die Thüre hinter sich zu und drückt mir schüchtern einige Goldstücke in die Hand.

„Nimm das und lege es zu dem übrigen Gelde,“ flüstert sie mir in's Ohr.

„Woher das Geld, Nanette?“

„Nicht wahr, Andreas, Du zürnst mir nicht, aber all' die schönen Geschenke, die Du mir gestern machtest, sind mir nicht nothwendig. Ich brauche keine großen Shawle und seidenen Kleider: Du hast mir oft versichert, je einfacher ich sei, um so besser gefiele ich Dir. Zürne nicht, Andreas, ich habe Alles zurückgebracht, bis auf ein einfaches Kleid, das ich mir heute Nacht zugeschnitten und genäht habe, und bis auf diesen Ring mit den Haaren und dem süßen Worte Treue. O, verzeihe mir, Andreas, daß ich dieß gethan habe, ohne Dich zu fragen!“

Ihr verzeihen?! Keines Wortes mächtig, drücke ich sie stumm an's Herz und bedecke sie mit meinen Küssen.

„Genug, genug!“ sagt das gute Mädchen erröthend, „Du könntest sonst glauben, ich hätte es aus Eigennuß gethan.“

Endlich reise ich mich von ihr los und eile zur Frau Gräfin.

Anfangs denke ich nur an Nanette; aber je mehr ich mich der Wohnung der Gräfin nähere, um so verlegener und beklommener werde ich. Ach, das Wohlthun ist schwerer als man glaubt, vor Allem, wenn man mit zarter Schonung dabei verfahren will. Und dann soll ich Adolphinen wiedersehen nach langer, langer Trennung! Ich fühle keine Liebe mehr für sie, mein Herz gehört ganz Nanette an, und dennoch zittere ich bei dem Gedanken an das Wiedersehen mit Adolphinen!... Aber Muth, vergiß alles Frühere und bedenke, daß sie für dich nichts weiter ist als eine Freundin und die Tochter deiner Wohlthäterin.

Jetzt stehe ich vor ihrer Wohnung, einem Häuschen von bescheidenem Aussehen, und im vierten Stocke dieses Hauses wohnt — die frühere Besitzerin eines glänzenden Hotels, die Herrin von mehr als zehn betresten Dienern. Dergleichen Glückswechsel sind fast etwas Alltägliches, dennoch erfüllen sie uns mit Wehmuth.

Zitternd steige ich hinauf. Je weiter ich komme, um so mehr entsinkt mir der Muth. Vor der Thüre bleibe ich einen Augenblick stehen und sammle frische Kraft.

Als Lucilie mich erblickt, ruft sie laut aus vor Freude:

„Wie werden die Damen sich freuen! Ich will Sie geschwind anmelden.“

„Halt, Lucilie! Erst geloben Sie mir, daß Sie keiner meiner Angaben widersprechen wollen.“

„Ja, Herr Andreas, ich gelobe es.“

„Ich wünsche bei der Frau Gräfin reich, wenigstens wohlhabend zu erscheinen und ich bin es wirklich, denn meine Kunst bringt mir genug ein.“

„O, Sie brauchen das nicht zu sagen, ich errathe Ihren Beweggrund. Ich weiß, was Sie wollen und werde Ihnen nach besten Kräften helfen.“

Wir treten ein. Das Zimmer ist einfach, aber nicht ärmlich möblirt.

„Meine junge Herrin ist noch nicht auf,“ sagt Lucilie. „Sie ist seit einiger Zeit recht leidend, die Frau Gräfin weicht nicht von ihrer Seite. Ich will Sie anmelden, Andreas.“

Während ich im Zimmer warte, muß ich unwillkürlich an die Pracht des Hotels zurückdenken. Aber horch... man kommt... die Thüre öffnet sich, mein Herz pocht lauter... meine Wohlthäterin ist's; mit offenen Armen empfängt sie mich.

„Andreas,“ ruft sie mit tiefbewegter Stimme, „mein lieber, guter Andreas!“

Ich werfe mich ihr zu Füßen, nehme ihre Hand und bedecke sie mit Thränen.

„Stehe auf, Andreas,“ antwortet sie, „Dein Platz ist an meinem Herzen.“ Dann heißt sie mich neben sich sitzen.

„Du weißt Alles,“ sagt sie, mich zärtlich ansehend, „und ich weiß, was Du für uns gethan hast.“

„Kein Wort davon, edle Frau.“

„Andreas, ich muß meinem Herzen Luft machen. Erkenntlichkeit ist nur für den Undankbaren eine

Last; ich ... ich bin stolz auf Deine Wohlthaten. Aber sprich, mein Freund, Du darfst um unsertwillen?"

„Gewiß nicht, edle Frau: ich bin noch reich; Ihnen verdanke ich die Bildung, die mir ein erwünschtes Auskommen sichert. Sie haben mich oftmals Sohn genannt, erlauben Sie, daß ich dieses schönen Namens mich würdig zeige. Vertrauen Sie mir die Sorge für Ihre Zukunft: Gottlob, ich kann sie auf mich nehmen. Nicht wahr, Sie gewähren mir meine Bitte?"

„Nein, Andreas, Du hast genug gethan, ich darf nicht mehr von Dir annehmen. Meiner Hände Arbeit ...“

„Nein, nein, das dulde ich nicht! Ich sage Ihnen, ich bin noch reich. Entweder gewähren Sie die Bitte, oder ich muß glauben, daß Sie mir Ihre Freundschaft entzogen haben.“

Mit den Worten knie ich vor ihr und nehme ihre Hand in die meinige, die sie mit ihren Thränen neßt.

„Ich stehe nicht eher auf, bis Sie meinen Wunsch gewähren!“ rufe ich bewegt.

„In dem Augenblick öffnet sich die Thüre und herein tritt — Adolphine! Großer Gott, welche Veränderung ist mit ihr vorgegangen! Sie ist immer noch schön, aber jeder Zug ihres Antlitzes trägt die Spuren tiefsten Seelenleidens. Als sie mich erblickt, fliegt eine plötzliche Röthe über ihre Wangen und verdrängt ihre gewöhnliche Blässe.“

„Schon aufgestanden?“ ruft die Gräfin und eilt ihr entgegen.

„Ja, Mutter: ich wollte Andreas sehen; ich habe so lange nicht das Vergnügen gehabt.“

Ich stehe wie eingewurzelt vor ihr. Wer begreift, was ich in dem Augenblicke fühle! Es überläuft mich bald heiß, bald kalt. Ich versuche zu reden; umsonst! Lust und Leid theilen sich in mich: letztere Empfindung u. herwiegt, wie mir scheint.

„Madame ...“ stottere ich kaum vernehmlich.“

„Deine Freundin, Deine Schwester steht vor Dir,“ sagt die Gräfin. „Gib Andreas die Hand, Adolphine.“

Ich nähere mich ihr und ergreife die Hand, die sie mir hinhält, aber mit abgewandtem Antlitz; ich glaube eine Thräne in ihrem Auge zu sehen. Mit heißen Küssen bedecke ich die Hand, die in der meinen brennt und zittert.

Um meiner schmerzlichen Verlegenheit ein Ende zu machen, erkundigt sich die Gräfin nach meiner Mutter, nach Bernhard und meinen alten Freunden.

Mit größtem Wohlgefallen hört sie, was ich für meine Mutter gethan habe.

„Du bist ein eben so guter Sohn,“ antwortet sie, „als warmer Freund.“

Aus Furcht, meine Hülfe verschmäht zu sehen, verschweige ich meiner Wohlthäterin meine Heirath mit Nanette.

Adolphine spricht wenig. Sie sieht mich oft heimlich an; sobald sich aber unsere Blicke begegnen,

schlägt sie das Auge nieder und wird unruhig, wie mir scheint. Gewiß denkt sie an die schönen Tage unserer Kindheit und vergleicht die Gegenwart mit jener seligen Vergangenheit.

Aber die Zeit ist um, ich muß zu Nanetten zurück. Beim Abschiede bitte ich um die Erlaubniß, dann und wann die Gräfin besuchen zu dürfen.

„Andreas,“ sagt sie, „Du bist unser einziger Freund. Wir können Dich nicht oft genug sehen.“

Ich küsse die Hand meiner Wohlthäterin und nähere mich dann Adolphinen. Sie erhebt ihr mattes Auge auf mich und sagt gezwungen lächelnd:

„Ich hoffe Sie bald wiederzusehen, Andreas.“

„Ja, Madame,“ flottere ich und eile mit gedrücktem Herzen fort. Ehe ich das Haus verlasse, drücke ich Lucilien das Geld in die Hand; sie will mir danken, aber ich bin schon verschwunden.

Auf der Straße athme ich freier. O, wie schwer ist mir diese Zusammenkunft geworden! Aber nach gethaner Pflicht ist gut ruhen. So will ich denn nur an's Vergnügen, an die Liebe, an Nanetten denken!

Nanette kommt mir in ihrem neuen, selbstgemachten Kleide entgegen. Ich lese die Unruhe in ihren Augen, aber eine kurze Umarmung und das Lächeln ist auf ihre Lippen zurückgekehrt. Stillschweigend bittet sie mich um Verzeihung für die Unruhe, die sie meinerwegen empfunden.

Wir sind jetzt Alle beisammen. Die Gesellschaft besteht aus Bernhard, Peter und zwei alten Freunden

des guten Auvergnaten. Jeder ist in seinen besten Kleidern und Peter hüpfet und springt im Zimmer herum, als wolle er sich für das Tanzen entschädigen.

Da wir nur sechs Personen im Ganzen sind, wird ein einziger Fiaker uns genügen. Während wir in den Wagen steigen, hat sich die ganze Nachbarschaft eingefunden, um die Braut zu sehen, und meiner Seel', sie darf sich sehen lassen! Sie hat keine Spöttereien über den jungfräulichen Kranz, der ihre Stirne schmückt, zu fürchten. Nicht alle jungen Mädchen, die in den Stand der Ehe treten, können das müßige Geschwätz und den prüfenden Blick der Nachbarnleute so ungeschert aushalten wie Nanette.

Wir sitzen zwar etwas eng im Fiaker, aber was macht das. Lustig und guter Dinge fahren wir unseres Weges, denn unsere Hochzeit gehört nicht zu denen, wobei die Welt sich lächelnd ansieht.

Ich kann das ernste, schweigsame Aussehen so mancher Neuvermählten nicht ausstehen. Es scheint mir immer, als verstecke sich dahinter das Vorgefühl von demnächst bevorstehendem Unwetter.

Wir haben jetzt den Segen der Kirche zu unserem ehelichen Bunde empfangen. Sie ist mein! mein auf immer! mein liebes, gutes Weib! Wie gerne nenne ich sie bei diesem Namen und wie gerne hört sie ihn! Welche Liebe leuchtet aus jedem deiner Blicke, Nanette!

Von der Kirche fahren wir zu Vater Bernhards Wohnung zurück, wo eine dienstgefällige Nachbarin inzwischen das Diner angerichtet hat. Wir setzen

uns an den Tisch, lachen, trinken und singen. Oft sehen wir uns seufzend an, Nanette und ich, aber wir wissen recht gut, warum? und das hat Nichts auf sich!

Nach der Mahlzeit tanzen wir so heiter und froh wie die Kinder von ehemals. Aber diesmal haben wir den Tanz balders satt als sonst; um zehn Uhr wünschen wir der Gesellschaft eine ruhsame Nacht. Peter bleibt bei Bernhard und ich... ich führe triumphirend meine Braut, meine vielgeliebte Nanette in meine, in unsere eheliche Behausung!

Achtes Kapitel.

Letzte Prüfung. — Rückkehr nach Savoyen.

Liebe, Ordnung und Fleiß versprechen unserer kleinen Haushaltung ein dauerndes Glück. Ich arbeite an einem neuen Gemälde, Nanette näht Kleider, Peter fegt seine Kamme und Vater Bernhard ruht, das ist ihm zu gönnen. In Savoyen könnten wir in dem niedlichen Häuschen der guten Mutter wie die Prinzen leben. Aber die Pflicht der Dankbarkeit gegen meine Wohlthäterin und ihre Tochter hält mich so lange in Paris zurück, bis ihr Schicksal entschieden ist. Ich darf sie um so weniger verlassen, als alle Welt sie verläßt.

In den ersten Tagen nach unserer Heirath gibt

es unendlich viel Zerstreuungen, kaum, daß ich eine Stunde vor meinem Gemälde sitzen kann; auch Nanette steht jeden Augenblick auf... wir haben uns halt tausend Dinge zu sagen. Aber bei aller Liebe, die aus ihren Augen leuchtet, ist sie die Sinnigkeit und Vernunft selbst. „Freund,“ ruft sie mir zu, wenn ich zu oft den Pinsel niederlege, „bedenke, du hast viele Pflichten auf Dir!“ Seufzend kehre ich dann an die Arbeit zurück. Gottlob können wir Maler Abends ausruhen, und dann entschädige ich mich bei ihr für die Entbehrungen des Tages.

Das liebe, gute Weib ist die erste, die mich auffordert, meine Wohlthäterin zu besuchen. Mit jedem Augenblicke entdecke ich neue Tugenden, neue Reize an meiner Lebensgefährtin. Ihr Gespräch ist einfach und kunstlos, natürlich und doch so zauberisch; ihr Geschmack zart und gebildet; ihr Geist anmuthig und liebenswürdig; Nichts ist in Sprache und Benehmen, was im Geringsten gegen die zarte Lebensart verstieße, und doch ist sie nur die Tochter eines schlichten Wasserträgers. Wer hat sie das gelehrt? Offenbar gehört sie zu den von der Natur vorzugsweise begünstigten Geschöpfen, zu jenen reinen Naturkindern, die Alles aus sich schöpfen und keiner Unterweisung bedürfen.

Mein zweiter Besuch bei der Frau Gräfin fällt mir schon leichter, und doch fühle ich mich gedrückt, wenn ich Adolphinen ansehe. Ach, die ersten Eindrücke kommen schnell und verschwinden langsam, sehr langsam! Meine Wohlthäterin zürnt, daß ich

so lange habe auf mich warten lassen; sie will, daß ich öfter komme, weil sie Niemand sehe und spreche außer mir. Adolphine ist noch immer schwach und leidend. Ich habe bisher keine Gelegenheit gehabt, sie allein zu sehen, auch wünsche ich sie nicht mehr herbei; im Gegentheil, mir scheint, ich würde dann noch verlegener sein.

Madame erkundigt sich theilnehmend nach dem Erfolge meiner Arbeiten. Ich antworte ihr, daß es auf's Beste gehe. Aus dergleichen Nothlügen, in reiner Absicht gesagt, mache ich mir kein Gewissen.

„Gottlob, daß es Dir gut geht, Andreas,“ sagt sie. „Ich wünsche nur, Dein edles Benehmen wäre überall bekannt!“

Ehe ich fortgehe, erkundige ich mich bei Lucilien, ob die Frau Gräfin und ihre Tochter im Geringsten Mangel leiden. Bei der Gelegenheit höre ich, daß Erstere sticht, wenn Letztere schläft, damit ihre Tochter ja nichts davon merke. Arme, arme Frau, da sieht man, wie beneidenswerth der Reichthum ist ... geschwind zu meinem Pinsel zurück!

Ein Lächeln Nanettens verscheucht alle trüben Gedanken. Als ich ihr die Ursache meiner Betrübniß erzähle, küßt sie mich und sagt:

„Wir sind Beide noch jung, mein Freund! Arbeiten wir tüchtig vorwärts, dann wirst Du bald mehr thun können für Deine alte Wohlthäterin und gewiß nicht weniger glücklich sein.“

Meine Antwort ist, daß ich sie an mein Herz drücke.

Wir sind jetzt drei Monate vermählt. Ich habe inzwischen mein Gemälde verkauft, aber der Käufer meiner früheren Arbeiten ist leider auf dem Lande; das letzte gefertigte ist nicht ganz nach Wunsch gelungen. Mein Weibchen steckte mir zu viel im Sinn; dafür will ich dem neuen allen meinen Fleiß und alle meine Liebe zuwenden. Aber wie wird es mir gehen, bis es fertig ist! Werden nicht die beiden Damen allerlei dringende Bedürfnisse haben? denn das letzte Geld muß bald ausgegeben sein. Dazu kommt, daß mein eigener Hausstand, wie bescheiden er sein mag, immerhin Auslagen verlangt. Oft wird es mir etwas schwül dabei, und nicht immer gelingt es Nanette, die Sorge von meiner Stirne wegzulächeln.

Zwar behauptet sie ein über's andere Mal, daß sie Nichts brauche für die Haushaltung, und heißt mich unbesorgt sein für die Zukunft; allein wie soll es werden, wenn die junge Marquise ernstlich krank wird, wozu es, leider! ganz den Anschein hat?

Eines Tages, als ich die beiden Damen besuchen will, treffe ich Niemand als — Adolphine. Die Gräfin und Lucilie sind Beide ausgegangen.

Ich bin mit Adolphine nicht allein gewesen seit jenem verhängnisvollen Tage, wo ich ihr meine Liebe gestand und bald darauf vom Grafen überrascht wurde. O, wie schmerzlich ist mir der Gedanke! Ich weiß nicht, ob Adolphine gleichfalls dieses Umstandes gedenkt; aber sie scheint eben so verwirrt wie ich.

Ich setze mich neben sie. Nach einigen Erkundigungen hinsichtlich ihres und ihrer Mutter Befinden stockt das Gespräch. Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll; die Flut von Erinnerungen, die auf mich einströmt, läßt mich nicht zur Besinnung kommen. Adolphine ist eben so stumm. Wir sitzen da wie zwei Verbrecher, die sich vor dem Bekenntniß ihrer Thaten scheuen, oder wie zwei Liebende, die mit einander grollen, und doch sind wir weder das Eine noch das Andere.

Ich sehe fortwährend nieder, doch höre ich, wie sie seufzt. Offenbar leidet sie. Es ist mir, als werde ich von ihr angesteckt, denn ich fühle mich unendlich beklommen. Endlich bricht sie das Schweigen und sagt mit zitternder Stimme:

„Wir haben uns lange nicht ohne Zeugen gesehen und gesprochen, Andreas. Ich möchte wissen ...“

Sie kann nicht weiter. Mit gespanntester Erwartung horche ich auf.

„Was Sie von mir gedacht haben, Andreas,“ fährt sie nach einer Pause zitternd fort, „als Sie meine Heirath mit Herrn von Therigny erfahren?“

„Ich dachte, Madame, daß diese Verbindung Ihrer Familie zusage ... und daß ... Nichts ... ihr im Wege stehe.“

„Auch, daß ich glücklich werden könne?“

„Ja, Madame.“

Sie schweigt. Habe ich ihr wehe gethan? Ich sehe sie an. O Himmel, die Thränen rinnen über

ihre Wangen. Eben will ich ihre Hand ergreifen, als die Frau Gräfin in's Zimmer tritt.

„Was fehlt Dir, Adolphine?“ fragt sie, erschreckt über den Zustand ihrer Tochter.

„Nichts, Mutter, Nichts!“ stottert sie und versucht zu lächeln. „Ein Schwindel.“

„Armes Kind!“

Ich will den Arzt holen, aber Adolphine gibt es nicht zu. Bald gelingt es ihr, die Mutter zu beruhigen; aber mich täuscht sie nicht.

Tief bewegt kehre ich nach Haus zurück. Vergebens suche ich zu arbeiten: es will nicht gehen; kaum kann ich den Pinsel halten. Ich lege mich bald in's Bett nieder, aber die Erlebnisse dieses Tages lassen mir keine Ruhe. Mitten in der Nacht wache ich auf; Nanette ist nicht bei mir! Ueberrascht, unruhig stehe ich in aller Stille auf. Endlich sehe ich sie im Nebenzimmer beim Schein ihres Lämpchens an der Arbeit sitzen. Die Gute! während ich glaube, daß sie schläft, arbeitet sie die Nächte durch!

Sie hat mich gehört und kommt erröthend auf mich zu. Und was thut sie? Sie bittet mich um Verzeihung, daß sie in der Nacht arbeite, und versichert mich, daß es keine Anstrengung, sondern ein Vergnügen für sie sei. So viel Liebe, so viel Güte kann mich an Nanette nicht mehr überraschen; ich kenne sie. Aber wie quält es mich, daß ich ihr nicht nach Verdienst dafür lohnen kann! Und was antwortet sie? Meine Liebe sei ihr schönster Lohn!

Solcher Edelmoth befeuert meinen Muth, auf's

Neue. Ich arbeite eifriger denn je zuvor, und meine Anstrengungen werden mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Denn eines Morgens tritt ganz unerwartet der reiche Kunstkennner, der meine ersten beiden Gemälde mir abkaufte, in's Zimmer und erkundigt sich nach meiner neuesten Arbeit. Ich zeige sie ihm und ernte dafür seinen vollen Beifall. Das Ende ist, daß er sie mir für eine bedeutende Summe abkauft. Man denke sich meinen Jubel! Jetzt muß Nanette versprechen, sie mag wollen oder nicht, daß sie das nächtliche Arbeiten aufsteckt. Wie gerne schenkte ich ihr ein kleines Geschmeide; aber sie will durchaus nichts annehmen, erinnert mich dagegen an meine Pflicht gegen meine Wohlthäter.

Seit dem letzten Tête-à-Tête mit Adolphine ist sie eben so schweigsam wie zuvor. Wenn ich komme, lächelt sie und scheint erfreut über meine Gegenwart, aber gleich darauf fällt sie in ihre alte Schwermuth zurück.

Nach Verfluß einiger Zeit gehe ich wieder zu den beiden Damen, ohne den schönen Erfolg meiner jüngsten Kunstbestrebung zu melden.

„Wir waren recht besorgt Deinetwegen,“ sagt die Frau Gräfin; „wir fürchteten, Du seiest krank, drum hab' ich Lucilie zu Dir geschickt.“

Wie dankbar ich auch bin für den neuen Beweis ihrer Theilnahme, so ist mir doch nicht recht damit gedient, denn ich fürchte, daß Lucilie auf diese Weise meine Heirath erfährt und sie ausplaudert. Ich suche meine Unruhe zu verstecken und will mich eben empfehlen, als Lucilie rasch in's Zimmer tritt.

„Ich komme eben von Ihrer Wohnung, Herr Andreas,“ sagt sie, bedeutsam lächelnd. Ich winke ihr zu schweigen, aber sie versteht mich nicht oder will mich nicht verstehen.

„Du hast Niemand gefunden!“ sagt die Frau Gräfin.

„Doch, doch, gnädige Frau: eine recht liebenswürdige Person.“

„Gewiß seinen Bruder!“

„Nein, Madame, es war kein Herr.“

Die Frau Gräfin hält mit Fragen ein, aber Adolphine sieht mich erstaunt an. Ihr blaßes Antlitz bedeckt sich mit einer flüchtigen Röthe. Ehe ich Lucilie zuwinken kann, hat sie mein Geheimniß bereits verrathen.

„Entschuldigen Sie gütigst, gnädige Frau . . . aber Herr Andreas hat uns nichts davon gesagt, daß . . . denken Sie, Madame . . . daß er verheirathet sei.“

„Verheirathet?“

„Ja, Madame, mit seiner lieben Nanette, die ich heute zuerst gesehen habe und in der That allerliebst fand.“

„Ist dem so, Andreas?“ fragt meine Wohlthäterin.

„Ja, Madame,“ stottere ich verlegen.

„Und warum sagtest Du das nicht?“

Während ich nach einem Vorwande suche, blicke ich zufällig auf Adolphine. Großer Gott! blaß wie der Tod, ist sie bewusstlos in die Ecke des Sopha's gesunken. Auf meinen Schrei sieht sich die Frau Gräfin nach ihrer Tochter um. Schnell eilt sie ihr

zu Hülfe, nimmt sie in ihre Arme und ruft sie laut bei Namen, während Lucilie und ich Alles thun, um sie in's Leben zurückzurufen. Aber unsere Anstrengungen sind umsonst; ihre Augen bleiben geschlossen. Mit Blitzeschnelle eile ich zum Arzte und hole ihn herbei. Endlich gelingt es ihm, sie aus ihrer Ohnmacht zu wecken. Sie öffnet die Augen, sieht erst mich, dann die Mutter an und ruft mit schwacher Stimme:

„Fürchtet Euch nicht, es ist von keiner Bedeutung.“

Nachdem wir sie in's Bett getragen haben, entferne ich mich mit dem Arzte. Auf meine Frage nach dem Zustande Adolphins gibt er mir die wenig tröstliche Antwort, daß die Ursache der Krankheit ein tiefgewurzelttes Seelenleiden sei, woran alle Anstrengungen der Kunst scheitern müssen. Ach, ich fürchte, ich errathe die geheime Ursache dieses Seelenleidens!

Als Nanette von dem beunruhigenden Zustande Adolphins hört, erbietet sie sich zu allen möglichen Hülfeleistungen: sie will bei ihr wachen, sie pflegen. Aber ich glaube nicht, daß die Gegenwart Nanettens wohlthuend auf die Kranke einwirkt.

Abends spreche ich bei der Frau Gräfin vor.

„Adolphine ist ruhig,“ sagt Lucilie. „Madame weicht nicht von der Seite ihrer Tochter.“

Von dort aus gehe ich zum Arzte und bitte ihn, der Kranken alle mögliche Sorgfalt zu schenken.

„Ich will thun, was in meinen Kräften steht,“ sagt er kopfschüttelnd; „aber es wird Nichts helfen.“

Nanette ist fast eben so unruhig über den Zustand

der Kranken, als ich es bin. Kaum liege ich in meinem Bette, so schreckt mich Adolphinens Bild aus dem ersten Schlase auf. Gleich darauf wird laut an die Hausthüre geklopft. Eine geheime Ahnung sagt mir, daß es mir gelte. Ich stehe auf, kleide mich eiligst an und öffne die Thüre. Ach, ich habe mich nicht getäuscht. . . Lucilie steht vor mir, in Thränen gebadet.

„Kommen Sie geschwind!“ ruft sie mir zu. „Die junge Marquisin ist von einem hitzigen Nervenfieber befallen. In ihren lichten Augenblicken verlangt sie nach Ihnen; sie will Sie sehen, mit Ihnen sprechen!“

Ich folge Lucilie; schweigend gehen wir neben einander. Endlich sind wir vor dem Hause.

„Und der Arzt?“ frage ich.

„Ist oben bei der Frau Gräfin, die in Verzweiflung ist über den Zustand ihrer Tochter.“

Ich trete in das Krankenzimmer. Sie sieht mich nicht; sie liegt in den Armen ihrer Mutter. Das Fieber hat eben seinen Höhepunkt erreicht. Wir treten an sie heran, sprechen zu ihr; sie nennt meinen Namen, aber sie erkennt mich nicht. Auch Nanettens Name kommt über ihre Lippen; zugleich macht sie eine Bewegung mit der Hand, als wolle sie Etwas von sich abwehren. Dann drückt sie die Hand an die Brust und ruft in wahrhaft herzerreißendem Tone:

„Er ist da . . . immer da . . . ich kann ihn nicht fortkriegeln von da! Aber er liebt mich nicht mehr . . . er kann mich nicht mehr lieben . . .“

Hierauf fällt sie in einen tiefen Schlaf, woraus

sie bald ruhiger und mit vollkommenem Bewußtsein erwacht. Meine Gegenwart scheint ihr wohl zu thun, denn sie lächelt die Mutter an und bittet mit fast erstickter Stimme:

„Erlauben Sie, liebe Mutter, daß ich mit Andreas einige Worte rede . . . zum letzten Male. Dann will ich Sie nicht mehr verlassen.“

Die Gräfin umarmt sie, worauf der Arzt die Mutter in's Nebenzimmer führt. So stehe ich denn allein vor Adolphins Bett; ihre Augen sind vom Weinen aufgeschwollen. Sie reicht mir, der ich kaum das Schluchzen unterdrücken kann, ihre Hand und sagt:

„Andreas, meine letzte Stunde ist nahe; ich bin es zufrieden, denn ich kann doch nicht mehr glücklich sein. Sage mir, daß Du mich geliebt hast . . . nenne mich noch einmal Deine Adolphine wie in den schönen Tagen unserer Kindheit . . . und ich sterbe zufriedener.“

„Adolphine! . . . meine Adolphine! . . . bleibe bei uns . . . bei mir . . . bei Deiner Mutter! Bleibe bei uns, die wir Dich lieben . . . und wie lieben . . .“

„Nein, Andreas . . . genug jetzt . . . ich sterbe glücklich . . . lebe wohl, und verlaß meine Mutter nicht . . .“

Ich will noch einmal ihre Hand drücken, aber sie ist eiskalt . . . Adolphine hat die Augen auf immer geschlossen!

In dem nämlichen Moment kommt die Gräfin zurück. Schnell gehe ich ihr entgegen und nehme sie mit in's andere Zimmer. Sie fragt nach ihrer Toch-

ter. Ach, mein Schweigen sagt genug! Sie fällt mir in die Arme. Mit Hülfe Luciliens trage ich sie in den Wagen des Arztes, welcher sie in meine Wohnung bringt.

Als bald kehre ich zu der Entseelten zurück und bleibe bei ihr, bis die letzten schmerzlichen Pflichten erfüllt sind. Eine einfache bescheidene Gruft deckt die sterblichen Ueberreste dieses Weibes, das in den achtzehn Jahren ihres kurzen Daseins die außerordentlichsten Wechselfälle des Glückes erlebte.

Dank der angestrengtesten Pflege von Seiten des Arztes, Luciliens, meiner Frau und mir gelingt es uns endlich, die trostlose Mutter zu beruhigen. Wir beweinen Adolphine mit ihr wie eine Tochter und Schwester.

Jetzt hält uns nichts mehr in Paris zurück; im Gegentheil wird der Aufenthalt unter dem reinen Himmel Savoyens der Gräfin unendlich wohlthuend sein. Bald nach dem Tode ihrer Tochter erfährt die Frau Gräfin, daß Herr von Therigny, nachdem er das gestohlene Geld bis auf den letzten Heller verspielt hatte, in einem Duell geblieben sei. Den flehentlichen Bitten Nanettens, vereint mit den meinigen, gelingt es endlich, die Frau Gräfin dahin zu bringen, daß sie einwilligt, uns nach Savoyen zu folgen und uns wie ihre Kinder anzusehen.

„Ja, Ihr seid meine Kinder,“ antwortet die Gräfin und drückt uns an ihr Herz. „Du, Andreas, hast unendlich mehr an mir gethan, als ich verdiente, und Du, liebe Nanette, obgleich wir uns erst

seit Kurzem kennen, hast mich mit kindlicher Sorgfalt gepflegt. Ich erkenne Eure Liebe und bleibe hinfort bei Euch; Ihr seid mein Ein und Alles."

"Und Sie gehen mit uns nach Savoyen?"

"Wohin Ihr wollt!"

O, die Freude über die Rückkehr in die liebe Heimath! Alle Vorkehrungen sind bereits getroffen; Peter und Bernhard zur Reise gerüstet. Gerne hätten wir Lucilie mitgenommen; allein sie zieht es vor, einem jungen achtzehnjährigen Manne, der eine tüchtige Hausfrau sucht, ihre Hand zum ehelichen Bunde zu reichen.

"Er ist zwar noch ein Kind," sagt Lucilie, "aber ich will ihn heranbilden." Mit dergleichen Heranbildungen hat sich die gute Lucilie von jeher gerne abgegeben.

Endlich ist der Tag der Abreise da. Ich habe für uns Fünf eine Berline genommen, denn ich will die Frau Gräfin nicht allein im Postwagen reisen lassen. Gerührt von den vielen Freundschaftsbeweisen, die sie bei uns findet, gibt sie uns oft die Hand und sagt mit thränendem Auge:

"Ihr bringt es am Ende noch dahin, daß ich mit dem Leben mich wieder ausfühne!"

Wer schildert unsern Jubel, als wir die lieben Heimathberge am Horizont aufsteigen sahen! Nanette ist ganz so außer sich wie Peter und ich.

"Also das ist Euer Geburtsland!" ruft sie ein über's andere Mal. Der wohlbekanntten Barriere werfen wir als einem alten Freund unsern herzlichsten Gruß zu.

Ich habe ihnen Allen viel von dem niedlichen Häuschen der Mutter erzählt; aber so hübsch hatten sie sich's doch nicht gedacht.

„Das ist ja ein Schloß!“ rufen Bernhard und Nanette.

„Welch reizender Aufenthalt!“ sagt die Gräfin.

„In Eurer Mitte,“ falle ich ein, „ist es meine Welt. Nie sollen meine Wünsche weiter gehen als bis an die Berge, die unsern Horizont einschließen. Das schwöre ich!“

Die Freude der Mutter begreift nur der, der sie mit angesehen hat.

„Wir kommen, um nie wieder zu scheiden von Dir, liebe Mutter.“

„Nie wieder?“ ruft die Mutter. „Ihr wollt nie wieder nach Paris zurück?“

„Nie; wir bleiben stets bei Dir.“

„Und Du auch, Peter? Hast Du Dich von den Omelettes soufflés und Pastetchen trennen können?“

„Ich habe sie satt gekriegt,“ antwortet Peter und legt die Hand auf's linke Auge.

Die Frau Gräfin und meine Mutter haben sich bald recht lieb gewonnen. Die Tugend macht alle Stände einander gleich und ebnet alle Unterschiede des Ranges und Vermögens.

So sind wir denn in unserm niedlichen Häuschen auf's Behaglichste eingerichtet. Die Frau Gräfin bewohnt das schönste Zimmer; sie weigerte sich zwar, aber dieß ist das einzige Mal, daß ich gegen ihren

Willen. handelte. Das Glück ist mit uns eingekehrt
 in diesen friedlichen Aufenthalt. Peter bestellt den
 Garten; Vater Bernhard hilft ihm dabei, so gut es
 sein Alter erlaubt; die übrige Zeit sitzt er bei der
 Mutter. Meine edle Kunst, der ich mich von ganzem
 Herzen widme, nährt uns nicht bloß, sondern erlaubt
 uns auch, dann und wann einiges Gute zu thun in
 der Umgegend. Zum Schluß gedenke ich dankbar
 meiner Vaterfreuden: mein theures Weib hat mir
 zwei gesunde Buben geschenkt. Wenn der Winter
 unsere Bergbewohner um ihren gastlichen Herd ver=
 sammelt, dann erneuere ich meine schönen Jugend=
 tage, indem ich Schneeball spiele mit meinen Jungen.



Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Erstes Kapitel. Ein Schneegemälde. — Die Savoyardenfamilie	5
Zweites Kapitel. Die Reisenden. — Die kleine Schläferin	14
Drittes Kapitel. Sie erwacht. — Abreise der Fremden	44
Viertes Kapitel. Der Tod eines guten Vaters. — Nothwendige Trennung	55
Fünftes Kapitel. Die kleinen Savoyarden. — Schrecken und Freude	70
Sechstes Kapitel. Unser erster Versuch. — Peters erste Heldenthat	87

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel. Das junge Mädchen und ihr Zeisig	5
Zweites Kapitel. Peter macht wieder einen dummen Streich	21
Drittes Kapitel. Ankunft in Paris. — Unvorhergesehenes Ereigniß	30
Viertes Kapitel. Der Wasserträger. — Die guten Leute	48
Fünftes Kapitel. Begegnung. — Unfall. — Neuer Beschützer	68
Sechstes Kapitel. Das Atelier des Malers. — Herr Rossignol	84
Siebentes Kapitel. Das Original des Porträts	102
Achstes Kapitel. Der zweite Gang. — Das Kammermädchen	118

Inhalt des dritten Theils.

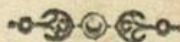
	Seite
Erstes Kapitel. Schelmstücke des Herrn Rossignol . . .	1
Zweites Kapitel. Erste Regungen des Herzens . . .	38
Drittes Kapitel. Das Feuerwerk und seine Folgen . . .	70
Viertes Kapitel. Ich bin kein Kind mehr . . .	81
Fünftes Kapitel. Ein neuer Ankömmling. — Abreise . . .	93
Sechstes Kapitel. Die Schweizerreise . . .	112

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel. Die Rückkehr nach Paris. — Ich ver- lasse das Hotel . . .	5
Zweites Kapitel. Unverhofftes Zusammentreffen . . .	20
Drittes Kapitel. Herrn Dermilly's Tod. — Ich bin reich. — Peter macht Dummheiten . . .	41
Viertes Kapitel. Reise nach Savoyen. — Ankauf. — Schnelle Rückreise . . .	67
Fünftes Kapitel. Die Zusammenkunft. — Das Duell. — Keine Hoffnung mehr . . .	89
Sechstes Kapitel. Verschiedene Arten Liebe . . .	114

Inhalt des fünften Theils.

Erstes Kapitel. Peter und Rossignol . . .	5
Zweites Kapitel. Franzens Karrik . . .	25
Drittes Kapitel. Wie Peter haushält . . .	31
Viertes Kapitel. Sechs Monate und acht Tage . . .	47
Fünftes Kapitel. Die Folgen von Peters Haushaltung . . .	68
Sechstes Kapitel. Zurüstungen zur Hochzeit. — Letzter Streich Rossignols . . .	96
Siebentes Kapitel. Leid und Lust . . .	113
Achtes Kapitel. Letzte Prüfung. — Rückkehr nach Sa- vohy . . .	128



44
39

77
39

1862

[Faint cursive signature]

[Faint cursive signature]

11/4/62

[Large cursive signature]

Weymox

